



was war wird

1887-2012





Sparkassengeschichten

Einblick und Ausblick



Warum fotografieren wir? Um etwas festzuhalten, zu bewahren, zu zeigen oder zu vergleichen? Es gibt wohl verschiedene Motive. Fotografie wählt aus, schärft den Blick und eröffnet neue Perspektiven. Manchmal ist erst auf den zweiten Blick erkennbar, worum es geht.

Die Idee zu diesem Fotobuch ist langsam gereift. Anfang 2010 begannen wir, Materialien und Beiträge, Ideen und Gedanken zur Geschichte des Sparkassenverbandes Niedersachsen zu sammeln. Zum 125-jährigen Bestehen des Verbandes wollten wir Geschichte aufarbeiten, schreiben und damit auch Lücken schließen – gleichzeitig einen neuen, anderen Weg einschlagen. Sehr bewusst haben wir uns früh für ein öffentliches Geschichtsbuch unter www.sparkassengeschichten.de entschieden, um die Sparkassen und die Menschen, die sie ausmachen, an der Geschichte teilhaben zu lassen.

Viele Kunden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Sparkassenvorstände, Menschen des politischen Lebens und Verbandsmitarbeiter haben an dieser öffentlichen Geschichtsschreibung mitgewirkt. Dafür gilt Ihnen unser herzlicher Dank. Gleichwohl wollten wir buchstäblich auch etwas in den Händen halten. Inspiriert durch den Titel „was war wird“, laden wir Sie mit diesem Fotobuch ein, in die Vergangenheit, die Gegenwart und ein Stück weit auch in die Zukunft zu blicken.

Thomas Mang

Thomas Mang

Die Texte und Bilder zeigen auch Vergangenes, das uns heute entfernt wie aus einer anderen Welt erscheint und doch gegenwärtig ist.

Erinnerungen nehmen einen besonderen Platz in unserem Leben ein und haben für das Hier und Jetzt einen bedeutenden Wert. Wir haben mit vielen Menschen gesprochen, die in ihren Herzen den Sparkassengedanken tragen. Ihre Geschichten finden sich auch in diesem Buch wieder. So wird Erinnerung lebendig und über das Fotografisch-Dokumentarische gegenwärtig. Diese Erinnerungen sind auch der Stoff für die Geschichte der Sparkassen. Und die Keimzelle der Geschichte des Sparkassenverbandes Niedersachsen ist die Geschichte der Sparkassen, ihrer Kunden und damit der Menschen in Niedersachsen.

Der Mensch steht im Mittelpunkt dieser Publikation. Wir freuen uns, wenn wir mit diesem Fotobuch Ihr Interesse wecken, Sie neugierig machen, das Verbindende des Miteinanders von Menschen und Sparkassen hier in Niedersachsen und darüber hinaus zu entdecken. Wir wünschen viele neue Eindrücke beim Betrachten der Bilder und beim Lesen neue Einsichten in die Vielfalt der Geschichte der Sparkassen und ihres Verbandes.



Günter Distelrath



1880



1887



1906



1930



1931



1938



1980



1985



1990



1914



1914 / 1917



1917



1945



1952



1967



1993



1997



2012

Sparkassengeschichten





Vermutlich hielt sich Ernst Voß für etwas Besseres, sonst wäre er wohl nie so dreist gewesen. Er war ein lauter, selbstbewusster Typ, der gerne mal lospolterte und seinen Vorstandskollegen regelmäßig über den Mund fuhr – vor allem später, als es erste Zweifel an seiner Redlichkeit gab. „Wozu brauchen wir Revisoren?“, donnerte er. Menschen, die ihn kontrollieren? Unerhört! Gut möglich, dass er das Kinn etwas höher trug, wenn er an der Aller spazieren ging. Jedenfalls genoss er ein derartiges Ansehen, dass man Prüfungen der Amtsgeschäfte in seinem Falle für entbehrlich und sogar für unangemessen hielt. Bei einem Mann von solchem Format, einem Herrn mit gutbürgerlichem Anwesen war das fast ein Affront.

Und so nahm in den 1880er-Jahren in Verden einer der größten Skandale seiner Zeit seinen Lauf. Man kann es kaum glauben, aber als Voß in den 1880er-Jahren seine Stelle als Sparkassendirektor antrat, erteilte ihm die Stadt Verden eine Generalvollmacht. Voß durfte tun, was er wollte und war niemandem Rechenschaft schuldig. Niemand zeichnete gegen. Er allein konnte über alle Werte und vor allem Hypothekenforderungen verfügen.

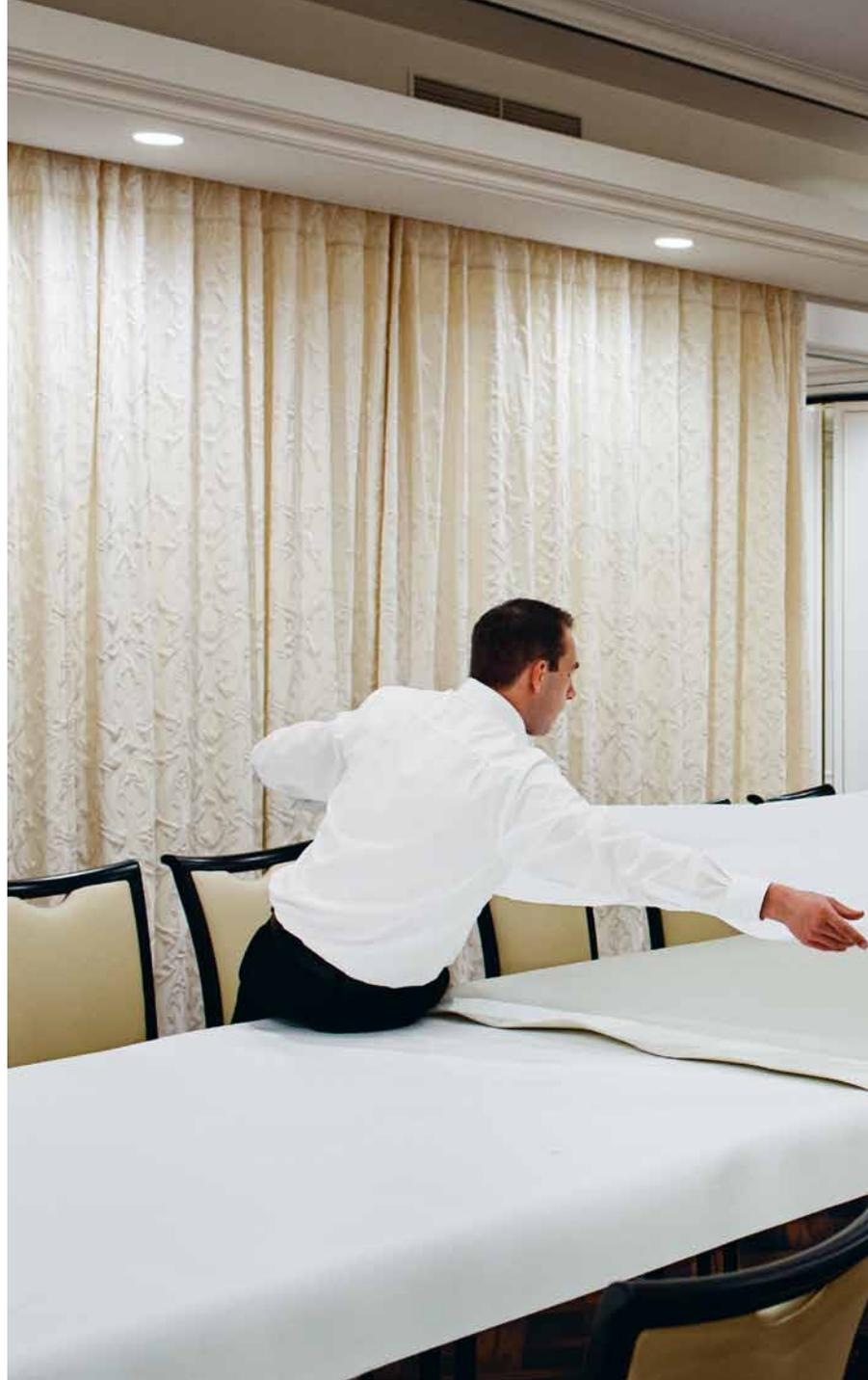
Für den großspurigen Voß war das ein Freifahrtschein. 2,7 Millionen Mark ließ er in wenigen Jahren in die eigenen Taschen wandern. Und was er damit kaufte, musste natürlich besonders groß sein: vier teils heute noch ansehnliche Rittergüter bei Magdeburg, in Mecklenburg und Holstein – mit allem, was dazugehört, Herrenhaus, Stallungen und Remise. Voß wollte daraus prosperierende Wirtschaftsbetriebe machen. Er wollte so viel Geld verdienen, dass er das Hinterzogene später zurückzahlen und aus den Einnahmen in Saus und Braus leben könnte. Doch bekanntlich kommt Hochmut vor dem Fall: Er überspannte den Bogen, renovierte luxuriös und maßlos, ließ die Rittergüter aufwendig

putzen, streichen, Dächer neu eindecken. Er kaufte edles Vieh, das für die Böden gar nicht geeignet war – und wirtschaftete drei der Höfe in Grund und Boden. Als der Betrug aufflog, war das Geld längst verloren. Nur das Gut Löhrtorf in Holstein ließ sich 18 Jahre später mit einem Gewinn von 400.000 Mark verkaufen. Das Gut Blumenthal II bei Magdeburg verfiel während der DDR-Zeit und wurde abgerissen. Der großspurige Voß fiel tief. Als man ihm 1885 den Prozess machte, attestierten ihm die Ärzte „Größenwahn“. Ob das wirklich zutraf, sei dahingestellt. In einem aber war man sich einig: Voß vereinigte in sich „weltmännischen Schliff“ und zugleich „eine Abwesenheit jener Schranken, welche wir sittliches Gefühl und Gewissen nennen“.

Ein Gutes aber hatte die Causa Voß: Sie machte unmissverständlich klar, dass das System einen Fehler hatte, denn auch bei anderen Sparkassen gab es zu jener Zeit „erhebliche Defekte und Unordnungen der größten Art“. Kurz darauf zog man Konsequenzen: Mit der Gründung des „Hannoverschen Sparkassen-Verbandes“ gab es endlich strenge Revisionen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlte es noch an unabhängigen Kontrollen, Revisionen, der einzelnen Sparkassen. So kam es immer wieder vor, dass Gelder hinterzogen wurden. Wie der Fall Voß zeigt, war es möglich, dass Direktoren die Arbeit des „Gegenbuchprüfers“ selbst übernahmen oder Geld am Kassen- und Rechnungsführer im eigenen Hause vorbeischleusten.

Anfang in nobler Kulisse



Eine Pferdebahn rappelt vorüber, Hufe klappern, als am Vormittag des 7. Oktober 1887 die Droschken vor dem noblen Kastens Hotel in Hannover vorfahren. Elegante Herren steigen aus, mit fein gewirbeltem Schnauzer und Zylinderhut. Gemessenen Schrittes betreten die 100 Männer das hohe Gebäude mit dem Turm über dem Eingang – denn der Anlass ist ausgesprochen feierlich: „Heute, meine Herren!“, so eröffnet der Vorsitzende Wilhelm Cord Müller an diesem Freitag um kurz nach 11 Uhr, „liegt es in der Absicht, einen Sparkassen-Verband zu bilden, welcher die Interessen der Sparkassen in jeder Weise zu fördern und zu heben versuchen wird.“

Von 77 Sparkassen aus den Regierungsbezirken Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich sind die Herren nach Hannover in das prunkvolle Hotel gekommen. Sie wollen den zweiten Hannoverschen Sparkassentag zum Anlass nehmen, um Nägel mit Köpfen zu machen. Mehrere Monate hat man an den Statuten gefeilt. Jetzt werden sie noch einmal ausgiebig diskutiert und endlich in großem Einvernehmen verabschiedet. Zum ersten ehrenamtlichen Verbandsvorsteher ernennen die Sparkassenvertreter eben jenen Wilhelm Cord Müller, einen Mann mit wachem Blick und markantem weißen Kinnbart. Der Gutsbesitzer und Sparkassenvorsteher aus Scheeßel, der

unter anderem auch Mitglied im Deutschen Reichstag ist, wird die Verbandsarbeit in den kommenden 23 Jahren prägen – eine Ära. In seiner Rede gibt er die Richtung der künftigen Verbandsarbeit vor: „Der bisherige gute Ruf und das gute Ansehen der Hannoverschen Communal-Sparkassen soll nicht nur erhalten, sondern noch erhöht werden“, sagt Müller. Vor allem müsse klar sein, „daß die Sparkassen nicht dazu da sind, um Wucher-Institute aus ihnen zu machen, sondern daß sie dem Gemeinwohl dienen, dem Creditbedürfnis entgegen kommen und den Wucher unterdrücken sollen.“



Viele regionale Sparkassenverbände verstanden sich 1887 vor allem als Interessenvertretung. Eine Kontrolle der Sparkassen durch die übergeordnete Zentrale, den Verband, war eine neue Idee, die Schule machte. Preußen folgte 1901 dem hannoverschen Vorbild, mancher andere deutsche Staat erst nach dem Ersten Weltkrieg.

Dass sich regionale Sparkassen zu Verbänden zusammenschließen, war damals bereits seit einigen Jahren in anderen Teilen Deutschlands Usus. Man wollte so mit vereinten Kräften gegen Pläne des Reichspostministers vorgehen, mit neuartigen Postsparkassen eine unliebsame Konkurrenz zu schaffen. Der Hannoversche Sparkassenverband war jedoch noch aus einer ganz anderen Motivation gegründet worden: Die Revision, also die Kassenprüfung, sollte als Dienstleistung endlich in die Hände des Sparkassenverbandes gelegt werden. Man wollte sicherstellen, dass die Sparkassen nicht ihr wichtigstes Kapital verspielten: das Vertrauen ihrer Kunden.

Das hatte in den vergangenen Jahren durch eine Reihe von Betrugsfällen Kratzer bekommen – etwa den Betrug in Verden, wo der Sparkassendirektor Anfang der 1880er-Jahre 2,7 Millionen Mark veruntreut hatte. Unregelmäßigkeiten wie diese wollte man künftig mit der Revision als Verbandsdienstleistung vermeiden. Mit dieser Strategie sowie mit der Einführung von Lehrgängen für Sparkassenmitarbeiter und dem Beitritt in den 1884 gegründeten Deutschen Sparkassenverband schrieb der hannoversche Verband Sparkassengeschichte. Er wurde Vorreiter für ganz Deutschland.

Das feine Hotel gibt es übrigens heute noch. Zwar wurde das Gebäude in der Theaterstraße im Zweiten Weltkrieg zerstört. Doch in der Luisenstraße gab es einen zweiten Standort, das Hotel Luisenhof. Seit dem Krieg wird es unter dem Namen Kastens Hotel Luisenhof weitergeführt. Mehr als 150 Jahre nach seiner Gründung steht der Name Kastens damit nach wie vor für einen beliebten Treffpunkt der Wirtschaftsgrößen.



Klein und gemütlich waren sie Ende des 19. Jahrhunderts, die Sparkassenfilialen. Eigentlich konnte von „Filiale“ noch kaum die Rede sein, denn viele Sparkassen waren Ein-Raum- und Ein-Mann-Betriebe. Und so waren die Sparkassenbeamten echte Allround-Talente. Sie nahmen den Notgroschen eiserner Sparer an, gewährten Darlehen und erledigten ganz allein die Korrespondenz. Eine Sekretärin? Fehlanzeige. Redlichkeit und saubere Handschrift waren Pflicht. Und natürlich war ein Posten bei der Sparkasse denen vorbehalten, die passabel rechnen konnten. Eine spezielle Aus- oder Fortbildung gab es allerdings nicht. Damals war, und das ist durchaus modern, „learning by doing“ die Devise.

Die Deutschen entwickelten sich zu einem äußerst sparsamen Volk. Um 1900 besaß – statistisch gesehen – bereits jeder Dritte ein Sparbuch. Ganz gleich, ob Tagelöhner, Lehrer oder Geschäftsfrau – viele pilgerten wöchentlich zur Kasse, um den Arbeitslohn sicher und gewinnbringend zu verwahren. Angesichts dieses Ansturms dehnten die rund 2.700 Sparkassen des Deutschen Reiches

Anfang des 20. Jahrhunderts ihre Öffnungszeiten aus. Die Sparkassenmitarbeiter spezialisierten sich jetzt außerdem auf einzelne Aufgabenbereiche, denn die Angebote wurden vielfältiger. Die Mitarbeiter mussten sich ständig auf dem Laufenden halten. Es gab neue Finanzprodukte, neue gesetzliche Vorschriften und außerdem die neue Bürotechnik, die nach der Jahrhundertwende aufkam – gar nicht so leicht für Kassierer, Schreibkräfte und Buchhalter, mit den ganzen Neuerungen Schritt zu halten. Es wurde immer deutlicher, dass die Sparkassenbeamten dringend mehr theoretisches Hintergrundwissen brauchten, um ihren Berufsalltag zu meistern.

So forderte während des 22. Hannoverschen Sparkassentags am 24. November 1906 Vorstandsmitglied Homeyer erstmals „die Einrichtung eines Instruktionkurses für Sparkassenbeamte“. Bei der Bearbeitung der Revisionsberichte waren ihm erhebliche fachliche Mängel aufgefallen. Und so kamen im Jahr 1907 in Hannover 23 wissbegierige Beamte zu einem ersten „Unterrichtskursus“ zusammen. Diese Schulung war eine Pionierleistung des niedersächsischen

Sparkassenverbandes. Gelernt wurde nicht nur durch Vorträge. Auch der Austausch unter den Kollegen brachte neue Impulse. Am Ende konstatierte man: Es habe ein Klima des Interesses geherrscht, wie es sich kein Dozent besser wünschen kann. Weil das Pilotprojekt so gut ankam, folgten weitere Lehrgänge.

1920 schließlich wurde die Berufsbildung beim Sparkassenverband endgültig zur festen Institution und Selbstverständlichkeit: mit der Gründung der „Deutschen Sparkassenschule“. Heute heißt die Schule von einst Sparkassenakademie Niedersachsen. Mehr als 21.000 Mitarbeiter aus der niedersächsischen Sparkassengruppe konnten sich 2011 hier aus- und fortbilden und dafür aus über 1.800 Angeboten wählen – vom eintägigen Seminar bis zum Studium. Die Themen – beispielsweise Social-Media-Marketing, Riskmanagement für Vorstände oder Immobilienberatung – sind so breit gefächert wie die Aufgaben, die die Sparkassen heute für ihre Kunden erfüllen. Und so bleibt die Institution samt ihren Mitarbeitern, ganz wie in ihren Anfangstagen, ein echtes Allround-Talent.

Die industrielle Revolution krepelte die Gesellschaft gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts völlig um. Hatte es über Jahrhunderte vor allem Bauern und Handwerker gegeben, so kamen jetzt ganz neue Berufszweige auf. Die Welt wurde komplexer und damit stiegen die Anforderungen an die Arbeiter und Angestellten – nicht nur in der Industrie, sondern auch im Bankwesen oder Dienstleistungsgewerbe. Die Berufsverbände mussten darauf reagieren. Mit der Entscheidung, einen Instruktionkurses für Sparkassenbeamte aufzulegen, waren die Sparkassen ihrer Zeit voraus.

Bargeldlos zahlen

So mancher Teenager muss heute seinen Eltern erklären, wie Handy-Apps oder Internet-Telefonie funktionieren. Während Jugendliche ohne Scheu mit neuen Technologien experimentieren und rasch den Dreh heraushaben, erscheinen den „Senioren“ die einzelnen Schritte kompliziert. Kommt dann noch die Frage „Wofür soll das alles gut sein?“, können die fassungslosen Jung-Dozenten oft nur mehr die Augen verdrehen.

Ganz ähnlich ging es Familien vor etwa hundert Jahren. In den sogenannten Winterschulen weihten Lehrer und Gemeindevorsteher die Jugendlichen in die Geheimnisse des bargeldlosen Zahlungsverkehrs ein. Das Ziel der Unterweisung: Die Kinder sollten ihre innovations-scheuen Eltern fit machen für den Umgang mit Überweisungsauftrag und Scheck. 1914 hatten die Sparkassen in Niedersachsen den Giroverkehr eingeführt. Doch der Start war holprig. Die Kunden waren Bares gewohnt und hielten nur allzu gern an der traditionellen Zahlweise fest. Um Appetit auf das Neue zu machen, bewarb man mit Flugblättern die Vorzüge von Überweisungen. In Zeitungsartikeln klärten die Sparkassen über Gut- und Lastschrift auf. Selbst mancher Sparkassen-Experte zweifelte am Sinn der neuen Dienstleistung. Widerspruch der bargeld-

lose Zahlungsverkehr nicht dem ursprünglichen Sparkassengedanken, regelmäßig Münzen aufs Sparbuch einzuzahlen? Brachte diese, wie es damals hieß, „bankmäßige Entwicklung“ den kleinen Mann gar ganz vom Sparkurs ab? Aber auch diese Skeptiker ließen sich rasch vom Gegenteil überzeugen. Dem bargeldlosen Zahlungsverkehr gab ausgerechnet jenes Ereignis Schwung, das die Welt damals in Schockstarre versetzte: der Erste Weltkrieg. Rohstoffe und Geld waren knapp. Der Giroverkehr erwies sich als ideal, um dennoch große Summen zu transferieren. Am Ende war es selbstverständlich, bargeldlos zu zahlen.

Heute kann man sich kaum noch vorstellen, den Verdienst freitags in der Lohntüte nach Hause zu tragen. Wer mag fast 100 Jahre nach der Einführung des neuartigen Zahlungsverkehrs noch auf bequeme Bargeldabhebungen und Daueraufträge verzichten? Damals wiederum wären Technologien wie die neuen Sparkassen-Apps für Smartphones unvorstellbar gewesen, die von Expertenteams zunächst auf Herz und Nieren getestet werden, damit der Kunde unterwegs sicher seine Bankgeschäfte erledigen kann. Neues macht oft Angst, entpuppt sich aber im Nachhinein als unerhört praktisch. Das dürfte auch für jene Neuerung gelten, die die



Sparkassen seit April 2012 im Großraum Hannover/Braunschweig/Wolfsburg erproben: Kleinbeträge bis 20 Euro werden per SparkassenCard „berührungslos“ gezahlt. Wie bei einem Skipass hält man die Karte in die Nähe eines Lesegeräts. Per Funksignal wird der Betrag dann von der Karte abgebucht. Die Vorteile liegen auf der Hand: kürzere Wartezeiten an den Kassen und weniger Hantieren mit Bargeld. Bis 2015 sollen alle 45 Millionen Sparkassenkunden mit den neuen girocards ausgestattet sein. Das einfache und flotte Bezahlen an den speziellen Lesegeräten dürfte damit bald Teil des Shopping-Alltags sein – für Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen.



Ohne Giroverkehr wäre unser moderner Alltag kaum mehr vorstellbar. Geldbeträge werden in Sekundenschnelle verbucht und transferiert. Einzugsermächtigungen bewahren uns davor, regelmäßige Zahlungen zu vergessen. 1914 jedoch bestand Geld für die Bürger ausschließlich aus Banknoten und Münzen. Die neuen Zahlungsmethoden waren vielen suspekt. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier.



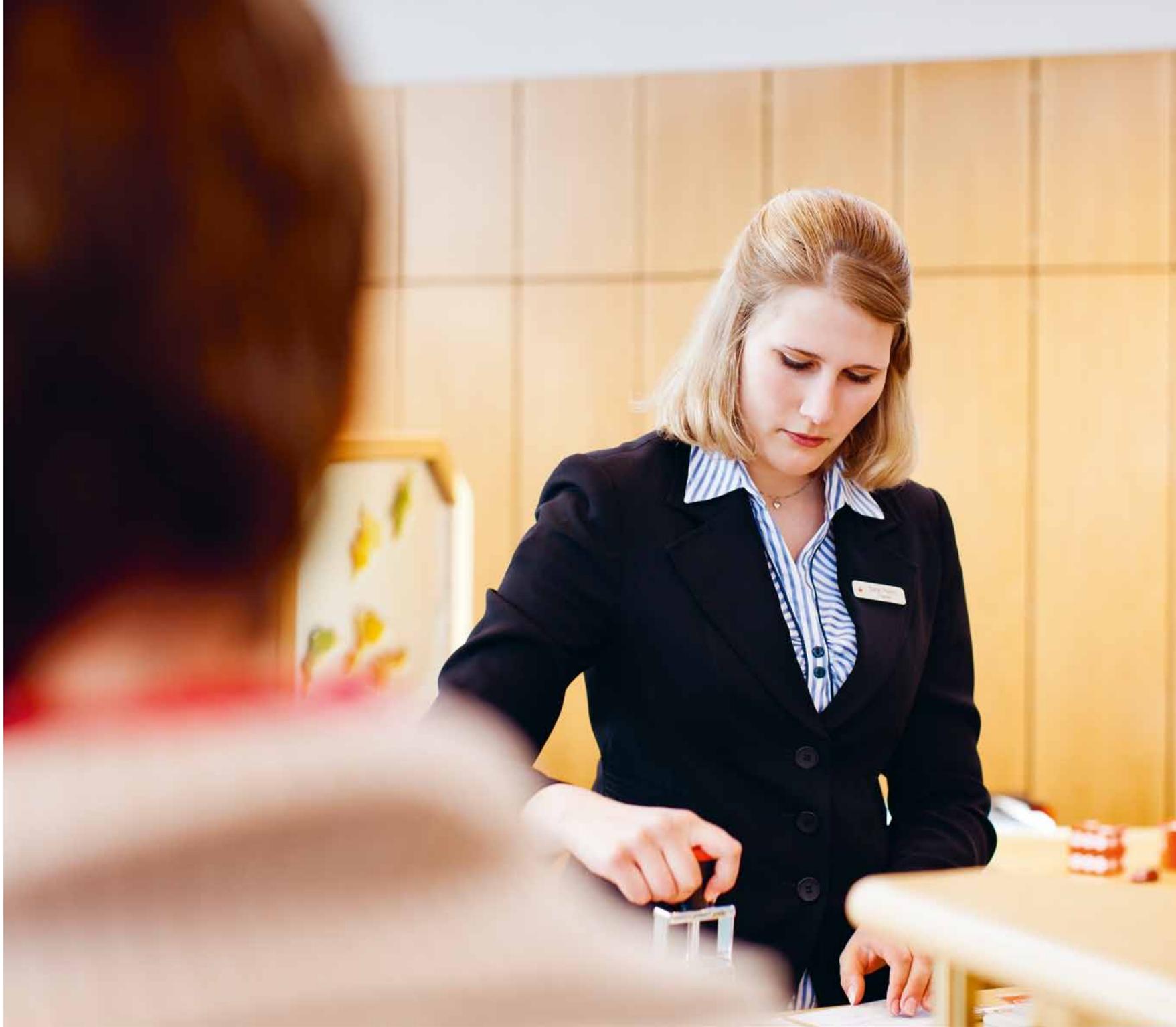


Heute erscheint es schier unglaublich – doch als 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, sind viele Menschen geradezu euphorisch. „Auf in den Kampf!“, jubeln sie bei der Mobilmachung. Landser beschmieren Eisenbahnwaggons vor der Fahrt nach Frankreich mit Hurra-Parolen. Viele Firmen und auch die Sparkassen verlieren geschultes Personal, weil Mitarbeiter freiwillig einrücken. Angesteckt von der patriotischen Stimmung, lassen sich sogar kleine Sparer dazu hinreißen, „Kriegsanleihen“ zu kaufen. Mit diesen Wertpapieren deckt der Staat einen großen Teil seiner Kriegskosten. Natürlich wird auch der Kriegsanleihen-Ankauf durch die Propaganda kräftig angekurbelt, mit einer Mischung aus überschwänglichem Siegeswillen und herablassendem Nationalismus. Martialische Slogans prangen auf den Plakaten: „Helft den Hütern eures Glückes“, „Wir schlagen sie – und zeichnen Kriegsanleihen“ oder „Leiht euer Geld für der Heimat Schutz und Wehr!“.

Das unheilige Kriegsanleihengeschäft funktioniert auch deshalb so gut, weil es die Bürgernähe der Sparkassen ausnutzt: Viele Kriegsanleihen werden direkt an den Schaltern der Sparkassen gezeichnet. Um Geld für den vermeintlichen Sieg zu sammeln, eignen sich diese Vertriebsstrukturen geradezu hervorragend. Spielend erreicht man die breite Bevölkerung. Für die Sparkassen ist der Handel mit den Wertpapieren ein Novum. Doch das Geschäftsfeld, das bisher Banken vorbehalten war, entwickelt sich hervorragend. Die einseitige Propaganda wiegt die Sparer in falscher Sicherheit. Man glaubt fest daran, das geborgte Kapital nach dem Sieg mitsamt der versprochenen Zinsen zurückzubekommen. Hinzu kommt, dass die Bürger ihr Erspartes während der Kriegsjahre kaum anderswo investieren können, denn Konsumgüter sind rar. Noch wenige Monate vor der Kapitulation wirbt der Lüneburger Sparkassendirektor für die achte Kriegsanleihe, die eine „Volksanleihe“ werden müsse – „vom Fürstenpalast bis zur kleinsten Hütte“.

Doch die Schlacht zieht sich dahin. Die verbissenen Grabenkämpfe bei Verdun töten Tausende von Soldaten. Immer mehr Verwundete kehren von der Front zurück. Und schließlich leidet auch die Zivilbevölkerung. Die Versorgung mit Lebensmitteln wird immer schlechter. So weicht die Kriegsbegeisterung der bitteren Erkenntnis, dass alles verloren ist: Menschen, Güter und auch die Ersparnisse. Die einstige Losung „Die beste Sparkasse: Kriegsanleihe!“ erscheint wie blanker Hohn. Am Ende behält der gemäßigte britische Außenminister Edward Grey recht, der bereits im Sommer 1914 prophezeit hatte: „In ganz Europa gehen die Lichter aus.“

Dem Ersten Weltkrieg waren eine Reihe von Provokationen zwischen den europäischen Staaten vorausgegangen. Das Deutsche Kaiserreich agierte aggressiv und übersteigert nationalistisch. So überrascht es kaum, dass die deutsche Bevölkerung die Kriegserklärung mit Begeisterung aufnahm. Nur wenige ahnten, dass sich der Krieg zu einer gigantischen Schlacht mit 17 Millionen Opfern ausweiten würde.



Mehr als 13 Millionen Männer wurden im Ersten Weltkrieg in Deutschland zum Kriegsdienst eingezogen. Etwa 2 Millionen von ihnen starben, Tausende waren verwundet oder psychisch am Ende. In dieser Zeit mussten Frauen in verschiedenen Berufszweigen die Arbeit der Männer übernehmen. Trotz dieser Leistung dauerte es aber noch Jahrzehnte, bis man Frauen im Arbeitsalltag endlich als gleichwertig akzeptierte.

Verschiedene Studien sind zu dem Ergebnis gekommen, dass Unternehmen mit Frauen in den Führungspositionen erfolgreicher sind. Denn die Kultur eines Unternehmens ist oft eine andere, wenn Frauen in Vorstandspositionen sind. Ihnen ist es oft wichtiger, dass die Mitarbeiter zufrieden sind, und sie pflegen einen persönlicheren Umgang mit ihnen als Männer.

Trotz allem sieht man in Deutschland Frauen im Chefsessel eher selten. Auch die Sparkassen haben noch Nachholbedarf: Aktuell sind vier Prozent aller Vorstandspositionen mit Frauen besetzt. Aus diesem Grund setzen die Sparkassen im Moment viel daran, mehr Frauen in die Führungsmannschaft zu bringen. Das Mentoringprogramm „Frauen in Karriere“ unterstützt die Sparkassen dabei, die Frauenförderung im eigenen Haus zu stärken.

Generell kann sich die Frauenquote der Sparkassen aber sehen lassen: Sie liegt bei rund sechzig Prozent. Und das hat sogar eine gewisse Tradition. Der Erste und der Zweite Weltkrieg schlugen wie in allen deutschen Unternehmen große Lücken in die Mitarbeiterreihen der Sparkassen. Die Lage war mehr als ernst und die Zustände wurden „teilweise geradezu unhaltbar infolge der Einbeziehung selbst der unentbehrlichsten Kräfte“, so die Worte des damaligen Vorstandsvorstehers Klußmann im Oktober 1917. Nun waren die Frauen als Arbeitskräfte in fast allen Etagen der Sparkassen gefragt wie nie zuvor.

Nach den Kriegen mussten sie zwar teilweise den Bürostuhl oder den den Platz hinter dem Schalter wieder für Kriegsheimkehrer räumen. Doch technische Innovationen brachten die Frauen schon Anfang der 1970er-Jahre in die Sparkassen zurück. Neue Arbeitsfelder für Frauen entstanden: Sie zogen als gelernte Schreibkräfte, Sekretärinnen und Datentypistinnen in die Filialen ein.

Für junge Frauen sind die Sparkassen bis heute ein reizvoller Arbeitgeber. „Hier zählt der Mensch an sich mit all seinen Bedürfnissen und Träumen,“ sagt Dana Peters aus Wittmund. Die 18-Jährige studiert im zweiten Semester an der Sparkassenakademie Niedersachsen, wo sie innerhalb von nur vier Jahren gleich drei Abschlüsse machen wird. Im Juli 2015 wird sie sowohl Bankkauffrau als auch Sparkassenbetriebswirtin sein und den Bachelor of Science in der Tasche haben. Das Studium gefällt ihr gut, eine „gute Mischung aus Theorie und Praxis“, wie sie selbst sagt – einmal pro Halbjahr geht es für vier bis fünf Wochen an die Akademie in Hannover, sonst wird gearbeitet. Was sie später mal werden will? „Abwarten!“, sagt sie selbstbewusst. Mal sehen, vielleicht sitzt sie irgendwann im Chefsessel der Sparkasse Aurich-Norden, wo sie während ihres Studiums arbeitet. Die Chancen dafür stehen gut, denn in Sachen Frauenanteil ist der ostfriesische Standort schon heute vorbildlich: Unter den 36 Führungskräften finden sich 12 Frauen – genau ein Drittel!

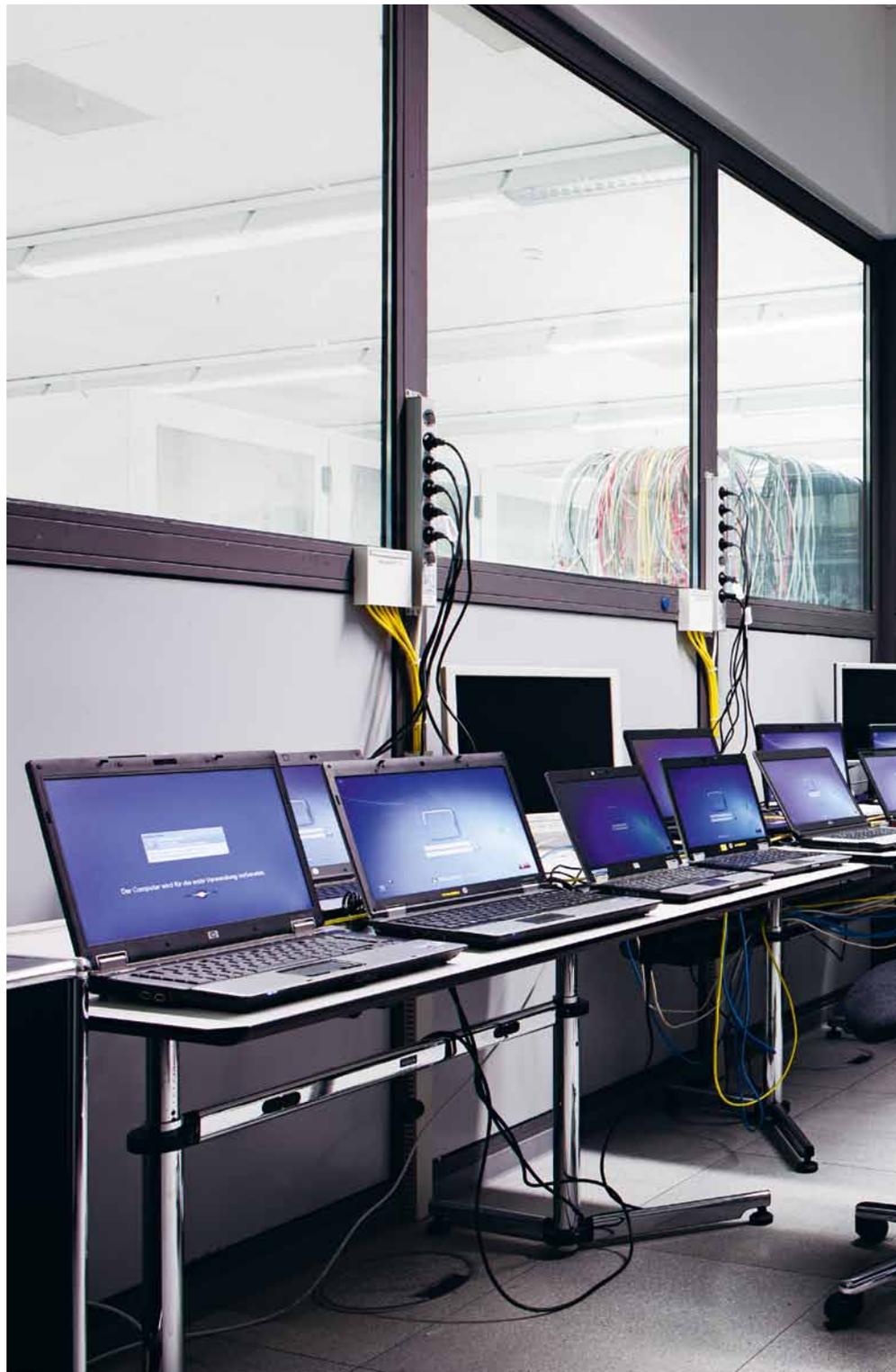
Vom Federkiel zum Rechenzentrum

Wer im 19. Jahrhundert zur Sparkasse ging, brauchte vor allem eines: Geduld. „Schnelles Geld“ gab es damals nicht, über jeden Pfennig wurde penibel Buch geführt. Feinsäuberlich notierten die Sparkassenbeamten die Aus- und Einzahlungen mit Federkiel und Tinte. Heute erinnert nichts mehr an das langwierige Hantieren mit dicken ledergebundenen Kontobüchern. Für eine Bargeldabhebung werden flugs PIN und Betrag in den Bankautomaten getippt und sogleich sind die Scheine da!

Doch halt, nicht ganz so schnell. Zunächst blieb es lange bei Federkiel und Ledereinband. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts begann die Automatisierung des Bankalltags. Dann aber ging es rasend schnell voran. Schon um 1920 gehörten Schreibmaschinen, Telefone und Rechenmaschinen zur Sparkassen-Grundausrüstung. Die klappernden, klingelnden und surrenden Bürohelfer sorgten dafür, dass Kunden rascher bedient werden konnten und weniger Fehler bei den Buchungen passierten. Außerdem trugen die neuen Maschinen erheblich zur Erweiterung der Sparkassen-Produktpalette bei. Und noch eine Veränderung brachten die Geräte mit sich: Die Mitarbeiterstruktur wandelte sich, denn meist saßen Frauen an den Tasten, Hebeln und Hörern.

Der moderne Geist spiegelte sich jetzt auch in der Architektur wider. Die oftmals muffigen Amtsstuben von einst mauserten sich zu repräsentativen Kassenhallen. 1925 zelebrierte man hier den ersten Weltspartag. Einen Schub brachten die um 1930 entwickelten modernen Buchungsmaschinen. Sie thronten bald selbst in kleinen Sparkassenfilialen auf den Schreibtischen. Diese Geräte waren zwar teuer, doch erleichterten sie den Kassenalltag enorm. Sie konnten nämlich nicht nur rechnen, sondern auch die Buchungen auf Kontokarten und in Sparbücher drucken. Noch bis in die 1960er-Jahre gehörten diese stählernen und unverwundlichen Schreibtischmonster zum Inventar der Sparkassen. Dann verstummte das Rattern der Büromaschinen allmählich.

Ihre Nachfolger standen parat: Lochkarten, Großrechner und die ersten Online-Systeme läuteten das Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung ein. Heute wissen selbst die größten Nostalgiker die komfortablen Sparkassen-Selbstbedienungszonen und Geldautomaten zu schätzen. Auch die Mitarbeiter der Sparkassen gehen mit der Zeit: Im Rechenzentrum der Finanzinformatik in Hannover werden Laptops für den Dienst in den Filialen mit neusten Computerprogrammen ausgerüstet. Viele Kunden erledigen ihre Bankgeschäfte inzwischen von zu Hause aus per Online-Banking. Und mit der neuen S-Mobile-App können Eilige unterwegs ihren Kontostand abrufen, Überweisungen tätigen oder Börsen-News lesen. Und wer die persönliche Betreuung sucht, dem weist eine Filialfinder-App blitzschnell den richtigen Weg. Denn ein Sparkassen-Service aus der „guten alten Zeit“ – auch wenn Federkiel und Tintenfass längst passé sind – ist gänzlich zeitlos: Das individuelle Gespräch mit dem Kundenberater kommt einfach nie aus der Mode.



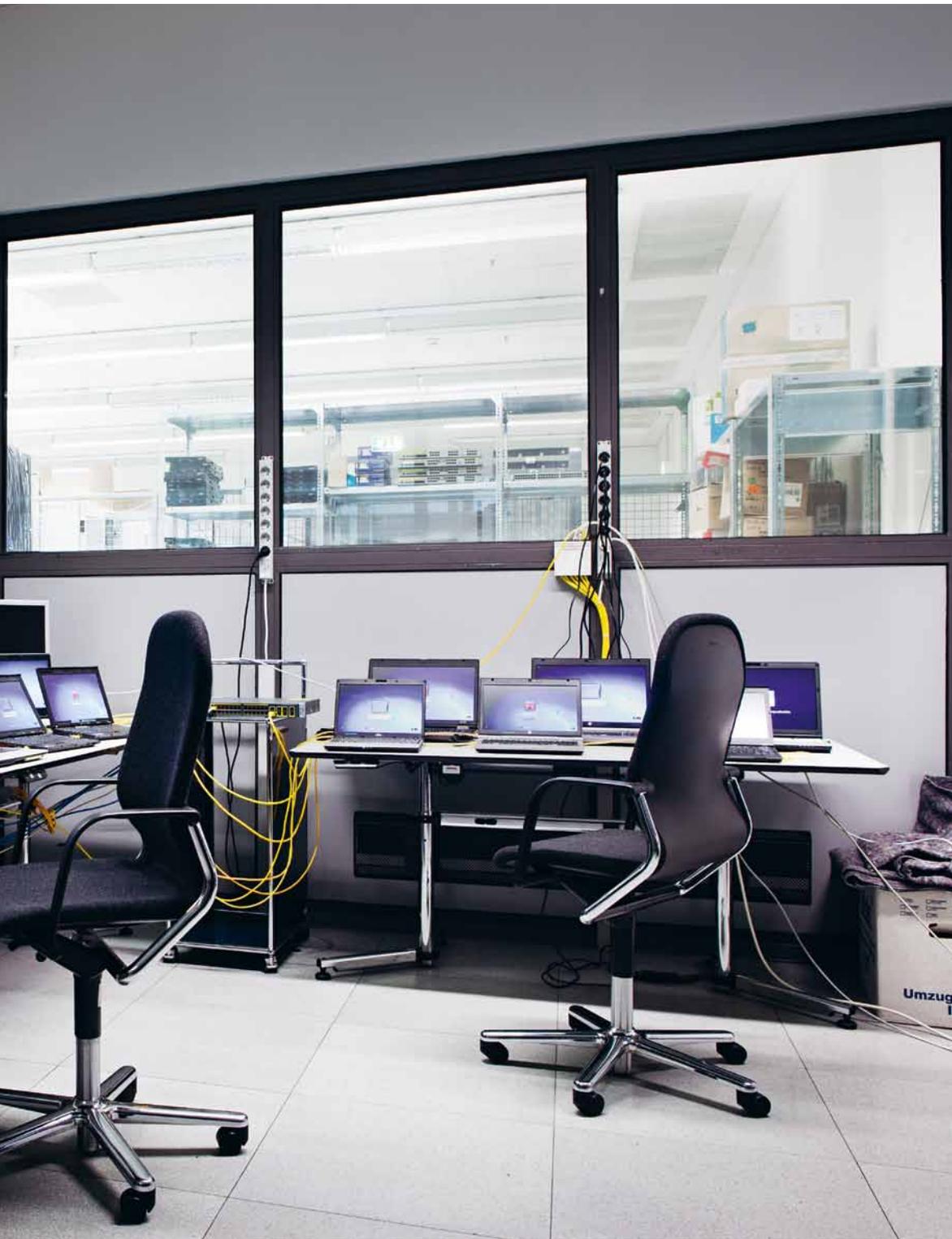
Jahrzehnte-, jahrhundertelang hatte man in Banken mit Papier und Tinte Buch geführt.

Das änderte sich mit der Industrialisierung und Technisierung der westlichen Welt Anfang des 20. Jahrhunderts schlagartig. In einer Zeit, in der

das Automobil groß wurde, hielten moderne Arbeitsgeräte

in Büros Einzug. In den letzten Jahrzehnten schreitet die

Modernisierung der Bürotechnik in dem Tempo voran, wie sich die Computertechnik weiterentwickelt.



Brandrede im Radio

Es wird spät am Abend des 13. Juli 1931. Überall in der Republik haben sich die Menschen in ihren Wohnstuben versammelt. Sie lauschen in sorgenvoller Anspannung auf die feste Stimme, die um 22.45 Uhr aus ihren Rundfunkgeräten zu ihnen spricht: „Ganz unbegründet ist die Befürchtung, die Einlagen könnten verloren gehen, wenn sie nicht abgehoben werden. Das Gegenteil ist der Fall. Im Hause, in der Brieftasche besteht eine große Verlustgefahr, bei der Sparkasse dagegen ist das Geld sicher.“

Der Präsident des deutschen Sparkassen- und Giroverbandes Dr. Ernst Kleiner spricht gefasst. Anders wird er die Menschen kaum beruhigen können. Er sah sich zu dieser Brandrede genötigt, weil an jenem Montag die weltweite Wirtschaftskrise in Deutschland einen dramatischen Höhepunkt erreicht hatte. Die Danat-Bank, eine deutsche Großbank, schloss wegen mangelnder Liquidität vorübergehend ihre Schalter. Manch einer, der das mitbekam, geriet in Panik. Noch am selben Tag stürmten Menschen in

etlichen Städten die Schalter ihrer Banken, um ihre Ersparnisse – vermeintlich – in Sicherheit zu bringen. Bei den Bankern und in der Politik schrillten die Alarmglocken: Keine Bank hat so viel Geldmittel parat, um ihre Kunden in großem Stil auszubezahlen. Und so wurden für die kommenden Tage per Notverordnung weitere Bankfeiertage und Auszahlungsbeschränkungen festgesetzt, um die Situation zu beruhigen. Damit allein, darüber waren sich die Verantwortlichen im Klaren, ließ sich die



Vertrauenskrise der Banken allerdings kaum in den Griff bekommen. Deshalb startete man eine breit angelegte Aufklärungskampagne mit Anzeigen, Zeitungsartikeln und persönlichen Gesprächen, zu deren Auftakt sich der Sparkassenpräsident im Radio direkt an die Sparer wandte. Er hatte gute Argumente: „Durch starke Geldabzüge des Auslandes und erhebliche Abhebungen im Inland sind in den letzten Wochen die den deutschen Geldinstituten zur Verfügung stehenden greifbaren Mittel sehr

eingeeengt worden.“ Er versucht sachlich zu bleiben, die Situation zu erklären: „Es fehlen zur Zeit der Wirtschaft flüssige Mittel; durch Angstabhebungen wird die Knappheit an Zahlungsmitteln nur verschlimmert, durch eine ruhige, besonnene Haltung wird die Lage der Geldinstitute dagegen wesentlich erleichtert. Es liegt daher im Interesse jedes einzelnen, Ruhe zu bewahren.“ Dieselbe Taktik führte auch in der Finanzkrise von 2008 zum Erfolg. Diesmal traten sogar Kanzlerin Angela Merkel und Finanz-

minister Peer Steinbrück vor die Fernsehkameras und garantierten der bangenden Nation: „Die Spareinlagen sind sicher.“ Damals wie heute erwies sich die große Medienkampagne als wirkungsvolle Strategie. Und damals wie heute erwiesen sich die Sparkassen und Volksbanken mit ihrer regionalen Verankerung und ihrer klaren Fokussierung auf das Wohl der Sparer als Fels in der Brandung. Nicht umsonst titelte das Handelsblatt am 15. Oktober 2008: „Kunden flüchten zur Sparkasse.“



Die Weltwirtschaftskrise begann mit dem New Yorker Börsenkrach am 25. Oktober 1929 – dem Schwarzen Freitag. Sie traf alle Industrienationen. In Deutschland verschärfte sie die Arbeitslosigkeit der vorhergehenden Jahre enorm. Im Februar 1932 waren 6.120.000 Menschen ohne Arbeit – ein Tiefpunkt. Die entbehrungsreichen Jahre der Wirtschaftskrise trugen mit dazu bei, dass sich in Deutschland und anderen Ländern die Politik radikalisierte; mit, wie wir heute wissen, katastrophalem Ausgang.



Berthold Gleue war ein gutmütiger Kerl, kein kalter Geschäftsmann – ein Familienmensch. Und er war fleißig. Gleues Lebensinhalte waren die Kinder am Sonntag und die Arbeit als Verbandsreferent beim Sparkassenverband wochentags. „Als meine ältere Schwester Sigrid und ich Kinder waren, war für uns Urlaub ein Fremdwort“, sagt sein Sohn Joachim Gleue heute lachend. „Damals haben wir das natürlich bedauert.“ Hilfsbereitschaft und Engagement waren die Tugenden des Vaters.

Vielleicht haben sie ihn vor dem Schlimmsten bewahrt, denn Gleue lebte in der düstersten Epoche der deutschen Geschichte – im sogenannten III. Reich. Gleue war mit einer „Halbjüdin“ verheiratet. Und das konnte einen Menschen recht schnell ins gesellschaftliche Abseits oder sogar ins Gefängnis bringen. Gleue blieb seiner Frau Ilse treu. Dass beiden wie durch ein Wunder schlimme Repressalien erspart blieben, liegt auch daran, dass die Kollegen und Vorgesetzten wiederum Gleue treu blieben – vom Beginn der Judenverfolgung bis zum Ende des Krieges. 1938 hievte das Reichswirtschaftsministerium einen linientreuen Nationalsozialisten und SA-Mann auf den Posten des Verbandsvorstehers in Hannover, Dr. Otto Marxer. Natürlich waren ihm „Judenfreunde“ wie Gleue ein Dorn im Auge. Er hätte ihn zu gern entlassen. Doch Gleues Chef, der geschäftsführende Direktor Max Müller-Busse, stellte sich schützend vor seinen geschätzten Mitarbeiter. Marxer blieb nur ein Jahr Verbandsvorsteher. Der Druck auf Gleue und alle jene, die ihn schützten, aber nahm zu. Mehrfach wehrte sich Müller-Busse dagegen, dass Gleue, „die einzige noch verbliebene Fachkraft“, zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Doch nach der verlorenen Schlacht um Stalingrad 1942 wurden die Kämpfe an der Ostfront erbitterter. Jeder Mann wurde für das aussichtslose Aufbäumen der deutschen

Truppe gebraucht. Und Gleue stand noch immer an der Spitze der Liste der Abzuberufenden. Müller-Busse meldete Berthold Gleue als „unabkömmlich“; ein Status, der Leben retten konnte, denn er bewahrte Arbeiter vor der Einberufung zum Dienst an der Front. Doch dann kam der Juli 1943. Dem Vorstand flatterte ein messerscharfes Schreiben der Gauleitung auf den Tisch: „Auf Anweisung des Herrn Reichsverteidigungskommissars im Gau Süd-Hannover-Braunschweig hebe ich nach erfolgter Prüfung die Unabkömmlich-Stellung des Wehrpflichtigen Berthold Gleue, Hannover, auf.“ Berthold Gleue sollte nach Riga versetzt werden, an die schwer umkämpfte Ostfront. Müller-Busse war sprachlos. Was sollte er dieser gnadenlosen Anweisung von ganz oben entgegensetzen? Müller-Busse holte sich Rückendeckung bei seinem Vorgesetzten Dr. Gessner, der seit 1943 Verbandsvorsteher war. Und tatsächlich deckte Gessner Müller-Busse und auch Gleue. Zusammen entschieden die Männer, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Vielleicht ging die Drohung in den Kriegswirren unter.

Jedenfalls wurde Berthold Gleue nie zum Kriegsdienst eingezogen. „Max Müller-Busse war ein herzlicher Mann, und beide blieben sich auch nach dem Krieg verbunden“, erzählen Joachim Gleue und seine Schwester Sigrid. „Manchmal durften wir und unsere Mutter die beiden auf Geschäftsreisen begleiten. Die waren ein gutes Gespann.“ Max Müller-Busse hat vermutlich Großes geleistet. Ohne Hilfe hätten Berthold und Ilse Gleue die Zeit der Judenverfolgung vielleicht gar nicht überlebt. Und Gleue blieb ein bemerkenswerter Mitarbeiter. Schon in den 1940er-Jahren fing er an, Lehrmaterial für die Sparkassenschulen zu entwickeln. Die „Gleue Lose-Blatt-Sammlung“ wurde zum Standardwerk – nicht nur in Niedersachsen, sondern auch in Baden-Württemberg.

Mit den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 definierten die Nationalsozialisten, wer als Jude galt. „Halbjuden“ mit einem jüdischen Elternteil wurden zu Tausenden zur Zwangsarbeit verpflichtet – oftmals auch die nicht jüdischen Ehemänner.



Die Luftangriffe der Deutschen beantwortete das britische Luftfahrtministerium im Februar 1942 mit der „Anweisung zum Flächenbombardement“ Deutschlands. Zehntausende Deutsche fielen den Angriffen zum Opfer. Städte und Kulturgüter gingen in Flammen auf. Bis heute ist umstritten, ob die Bombardements als legitime Antwort auf die Aggression der Deutschen oder als Kriegsverbrechen zu werten sind.



Theo Wehrbein mochte es, nachts allein in der Sparkasse auf dem Feldbett zu liegen und dem Knacken des alten Gebäudes zu lauschen. Am 14. März hatte es den ersten großen Fliegerangriff auf Hameln gegeben. Den Bahnhof und die benachbarten Straßenzüge hatte es schwer getroffen. Fortan musste in jeder Nacht einer der Angestellten Wache schieben, für den Fall, dass die Flieger wiederkämen. Sollten Brandbomben auf die Sparkasse fallen, war jemand da, um sie zu löschen.

Theo Wehrbein war damals 15. Er hatte die Volksschule besucht. Die höhere Schule und das Schulgeld hatte sich sein Vater, ein Schuhmachermeister, nicht leisten können. „Meine Mutter aber hat mir die Lehrstelle bei der Stadtparkasse besorgt“, sagt Wehrbein. Seine Ausbildung begann am 1. Oktober 1944, als es mit dem Krieg und Deutschland zu Ende ging. Die ersten Monate seiner Ausbildung verbrachte Wehrbein oftmals mit Schneeschippen und dem Anheizen des Ofens. Aber auch sonst war an einen normalen Bankalltag schon lange nicht mehr zu denken. Es gab Wichtigeres als den Geldverkehr: Als die Fliegerverbände über den Kleinstädten an der Weser und über Hameln ihre Bomben fallen ließen, entschied der Sparkassendirektor, die Kontenblätter der Kunden in den Tresor zu schleppen. Kopien gab es damals noch nicht – ein Treffer, und die Unikate wären verloren gewesen. „Wir bildeten eine Kette und reichten die Kontenblätter aus den Kassenräumen durch bis zum Tresor“, erzählt Wehrbein, „im März und April sogar mehrmals täglich.“ Sobald die Sirenen losheulten, schleppten Wehrbein und seine 30 Kollegen die Papiere in den Stahlschrank. Schließlich holten sie die Akten gar nicht mehr heraus. Das Frühjahr 1945 war ein einziger Ausnahmezustand. Die wenigen männlichen Angestellten schoben Nachtdienst.

Der Angriff vom 14. März hatte ein Wohnhaus getroffen, das zur Stadtparkasse gehörte. Am nächsten Morgen schickte der Chef, „Herr Wellpott“, Theo Wehrbein und einen zweiten Lehrling mit einem Handwagen zur „Leitstelle für Bombengeschädigte“, um Dachziegel zu holen. „Wir mussten zwar den schweren Karren ziehen“, sagt Wehrbein, „aber trotzdem waren wir gern dabei, denn an der Leitstelle verteilte das Rote Kreuz Brote mit Wurst und Käse und kräftige Suppe.“ Für gewöhnlich waren die Lebensmittel rationiert. „Was waren wir froh, als wir am nächsten Tag noch einmal Dachziegel schleppen durften.“ Theo Wehrbein denkt mit einem lachenden Auge an diese Zeit zurück. Er war jung. Er spielte im Fanfarenzug. Er paffte wie alle seine Freunde Zigaretten – auch auf dem Klo. Er lachte, wenn der Chef ihn fragte, was er so lange auf der Toilette mache. „Die Klospülung reparieren!“ Theo Wehrbein hat sein ganzes Berufsleben bei der Sparkasse verbracht. Als er in Rente ging war er Oberamtsrat. Und als ehemaliger Volksschüler ist er heute noch sehr stolz darauf.

Vertrauen gewinnt

Sich endlich einmal satt essen und eine Wohnung haben – das wünschen sich die Menschen der Nachkriegszeit. Deutschland soll wieder aufgebaut werden. Und tatsächlich: In den Fünfzigerjahren entwickelt sich die junge Republik von einer Trümmerwüste zu einer führenden Wirtschaftsnation. Es ist die Zeit des „Wirtschaftswunders“. Harte Arbeit und Aufbauhilfen machen es möglich sowie das feste Vertrauen der Bundesbürger in eine bessere Zukunft, in der jeder, der etwas leistet, sich auch etwas leisten kann. „Spargeld macht das Kaufen leichter“ – so werben die Sparkassen 1949, ein Jahr nach der Währungsreform, die die Kontosparer hart getroffen hat: Die Sparguthaben wurden enorm abgewertet. Bei der Einführung der DM hatten die Sparer für 100 M nur 6,50 DM erhalten. Es gilt, das Vertrauen der Sparer zurückzugewinnen. Fritz Butschkau, der erste Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, setzt sich für die „Geldwertstabilität“ ein. Außerdem sorgt er für eine gesetzlich verankerte Altsparer-Entschädigung, was ihm den Ehrentitel „Vater der Sparer“ einbringt. Die Nachfolger Butschkaus im Amt des DSGV-Präsidenten haben sich das Engagement für eine stabile Währung übrigens ebenfalls auf die Fahne geschrieben.

In der jungen Republik geht es voran. Sind Wohnung und Essen bezahlt, bleibt den Bundesbürgern noch Geld übrig. Deutschland kann sich das Sparen wieder leisten. Die Menschen legen ihr Geld bei den Sparkassen an. Die Summe macht's. Aus vielen kleinen Sparguthaben werden große Kredite für den Wiederaufbau: Die Sparkassen und Landesbanken oder Girozentralen finanzieren jede zweite Neubauwohnung in Niedersachsen – zum Beispiel die Einfamilienhaussiedlung in Einbeck.





Es gibt viel zu tun: In Hannover ist fast die Hälfte der Wohnungen zerstört, in Wilhelmshaven sind es sogar knapp 60 Prozent. Außerdem vergibt die Sparkassenorganisation Kredite – oft bis an die Grenze der eigenen finanziellen Tragfähigkeit – an kriegsgeschädigte Unternehmen und Privatpersonen, an Vertriebene und Flüchtlinge und ermöglicht somit die Gründung vieler Existenzen.

Dass Sparen etwas bringt, davon sind die Bundesbürger wieder überzeugt. Aus dem Bericht des Sparkassenverbandes Niedersachsen von 1953 spricht der Stolz der Sparkassenleitung auf den Erfolg. Vom „Rekordsparjahr 1953“ ist die Rede, von „einem Spareinlagenzuwachs von DM 250 Millionen in Niedersachsen und 2.479 Millionen im Bundesgebiet.“ Keine Frage: Es geht wieder voran. Es ist die Zeit in der „Vertrauen gewinnt“.

In der Nachkriegszeit sprach man von der „Stunde null“. Etliche deutsche Städte waren zerstört. Millionen Flüchtlinge aus dem Osten wohnten in Notunterkünften. Das wenige Ersparte, das man gerettet hatte, war kaum noch etwas wert. Viele Menschen mussten ganz neu anfangen. Zuallererst aber mussten sie neue Hoffnung schöpfen.



Vanille

Haselnuss

Schokolade

Stracciatella

Kirsch-Sahne

Walnuss

Malaga

Eierpunsch

Joghurt

Kuge



169 Euro Hotelrechnung in Cuxhaven – da zücken wir gerne unsere SparkassenCard. Lust auf einen Kaffee, aber Ebbe im Portemonnaie? Der nächste Sparkassen-Automat ist nicht weit. Egal ob im Badeurlaub oder daheim: Zahlen ohne Bargeld ist heute ebenso selbstverständlich, wie Geld am Automaten zu ziehen oder seine Bankgeschäfte am heimischen PC zu erledigen. Kaum vorstellbar, dass das mal anders war.

Noch in den 1950er-Jahren war es für viele Arbeitnehmer eine riesige Umstellung, als sie ihren Lohn nicht mehr jeden Samstag bar auf die Hand bekamen. Sie mussten sich ein Girokonto einrichten, weil die Unternehmen beschlossen, die Gehaltszahlungen bargeldlos abzuwickeln. Viele hoben das Geld jedoch gleich wieder ab und verwahrten es auch weiterhin in der Kaffeedose oder unter der Matratze. Erst allmählich merkten die Bürger, wie praktisch es sein konnte, die Miete per Dauerauftrag und den Strom per Einzugsermächtigung zu zahlen.

In den 1960er-Jahren gab es eine Neuerung, die das Kaufverhalten fast auf den Kopf stellte: den automatischen Dispo-Kredit. Bislang konnte man nur das ausgeben, was im Sparstrumpf steckte. Jetzt hatte man mehr zur Verfügung, als auf dem Konto war – ohne Kreditantrag. Was bislang Geschäftskunden vorbehalten war, gewährten die Sparkassen nun auch dem Privatmann. Das war eine große Erleichterung, wenn die Reparatur des Autos teurer wurde als geplant oder ein neuer Kühlschrank fällig war. Kunden, die sogar ein wenig Geld übrig hatten, wurden von ihrem Sparkassenberater auf die neuesten Sparprodukte aufmerksam gemacht.

Im wachsenden Konkurrenzkampf mit privaten und genossenschaftlichen Banken hatten sich die Sparkassen einiges einfallen lassen, um für die Sparer attraktiv zu bleiben: Mit zahlreichen Sonderformen wie Schulsparen, Vereinssparen, Betriebssparen, Heirats- oder Reiseparen schuf man verschiedenste Anreize, ein wenig Geld auf die hohe Kante zu legen.

Als echter Renner entpuppte sich das Prämien-sparen, bei dem ein kleiner Teil der monatlichen Sparrate in ein Lotterielos floss. Damit nahm der Kunde ganz automatisch einmal im Jahr an einer feierlichen Auslosung von Geld- und Sachpreisen teil.

Zu einem wahren Verkaufsschlager der Geldvermehrung aber wurden die 1967 eingeführten Sparkassenbriefe, eine Mischung aus Sparbuch und Wertpapier. Besonders attraktiv war der feste Zinssatz. Der lag aufgrund einer unkündbaren Laufzeit von anfangs mindestens vier Jahren deutlich höher als beim üblichen Kontosparen. Und noch eine kleine Revolution gab es Ende der 1960er-Jahre: die persönliche Scheckkarte, das seinerzeit wohl fortschrittlichste Produkt des modernen Zahlungsverkehrs. Längst hatten sich die Bundesbürger wieder kleine oder größere Vermögen erarbeitet und erspart. Viele leisteten sich neben Kühlschrank, Fernseher und Auto die eine oder andere Urlaubsreise ins Ausland. Die Schecks waren die idealen Begleiter für die reiselustigen Sparkassenkunden, denn in ganz Europa waren sie als sicheres Zahlungsmittel akzeptiert. Jetzt konnten die Sommerfrischler bezahlen, ohne große Mengen an Bargeld mitnehmen und bei sich tragen zu müssen – natürlich auch eine Cuxhavener Hotelrechnung.

1967 war der Sparkassenbrief ein Novum. Für viele war der Begriff Geldanlage bis dahin gleichbedeutend mit dem guten alten Sparbuch gewesen. Dass sich höhere Zinsen erwirtschaften lassen, kam einem Paradigmenwechsel gleich. Heute gibt es eine ungeheure Vielfalt an Geldanlagen. Jedoch zeigen die Finanzkrisen auch, dass man Geld nur in Produkte investieren sollte, die solide sind und die man versteht.

FastMoney bei McSparkasse

Bequemer kann es der Kunde wohl nicht haben: Einfach links ranfahren, Scheibe runterkurbeln, den gewünschten Betrag in den Lautsprecher rufen – schon legt der Bankangestellte das Geld, fein säuberlich abgezählt, ins Schalterfach. Und während die linke Hand noch nach den Geldscheinen greift, drückt der rechte Fuß schon wieder aufs Gaspedal – FastMoney bei McSparkasse!

Was heute ein Schmunzeln hervorruft, war einst groß in Mode: der Autoschalter an der Rückseite des Bankgebäudes. Seit Anfang der 1960er-Jahre boten die Filialen in Gifhorn-Wolfsburg oder Hameln diesen komfortablen Service des Geldabhebens an. In der Stadtsparkasse Wunstorf war der Auto-Drive-in technisch besonders ausgeklügelt: Dort sah der Kunde hinterm Steuer die Kassiererin auf einem Bildschirm, das Geld rutschte per Rohrpost – schwupp! – ins Fach und weiter ging die Fahrt. Doch 1984 kam das Aus: Der erste Geldautomat löste das Drive-in-Fenster ab, wie vielerorts zu dieser Zeit. Fortan musste sich der Kunde dann doch wieder aus seinem Auto herausbemühen.

Offenbar mit wenig Murren; der Bankautomat fand bekanntlich regen Zulauf. Was der amerikanische Geschäftsmann J. G. Kirby einst für seine Zeitgenossen postuliert hatte, traf wohl doch nur für Speis und Trank zu: „Autofahrer sind so faul, dass sie nicht einmal zum Essen aus dem Wagen steigen wollen.“ Aus dieser Annahme entwickelte er jene pffiffige Geschäftsidee, mit der er den Nerv seiner Zeit treffen sollte. Das erste Drive-in-Restaurant der Welt, an einem Highway nahe der texanischen Stadt Dallas gelegen, eröffnete 1921. Schnell-Restaurants gibt es bis heute, nicht aber den Autoschalter fürs schnelle Geld. Er kam beim Kunden nur mäßig gut an. Doch das Beispiel zeigt: Die Sparkassen gehen mit dem Zeitgeist, stets bereit, für ihre Kunden zu allen Zeiten erreichbar zu sein – in der Filiale, per Telefon, im Internet oder mit dem Mobile-Banking fürs Smartphone. Schneller Service und gute Beratung stehen dabei ganz oben. Wer zur Sparkasse möchte, findet immer einen Weg!

Für alle, die nun trotzdem ein bisschen in McSparkassen-Nostalgie schwelgen möchten: Die Sparkasse Neuwied in Rheinland-Pfalz und die Sparkasse Lüdenscheid in Nordrhein-Westfalen betreiben bis heute einen Autoschalter. Für Modelleisenbahn-Fans gibt's FastMoney auch im Miniformat: die Drive-in-Sparkasse als Bausatz Nr. 130480.





Von den ersten Fastfood-Restaurants, die in Deutschland in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren öffneten, ging eine Faszination und das Gefühl von Modernität und Weltläufigkeit aus. Es lag nahe, die Idee auch auf das Bankwesen zu übertragen. Die Autoschalter erwiesen sich aber schnell als flüchtiger Trend. Ganz anders die Geldautomaten, die in Ladenzeilen oder Fußgängerzonen nah am Kunden sind.

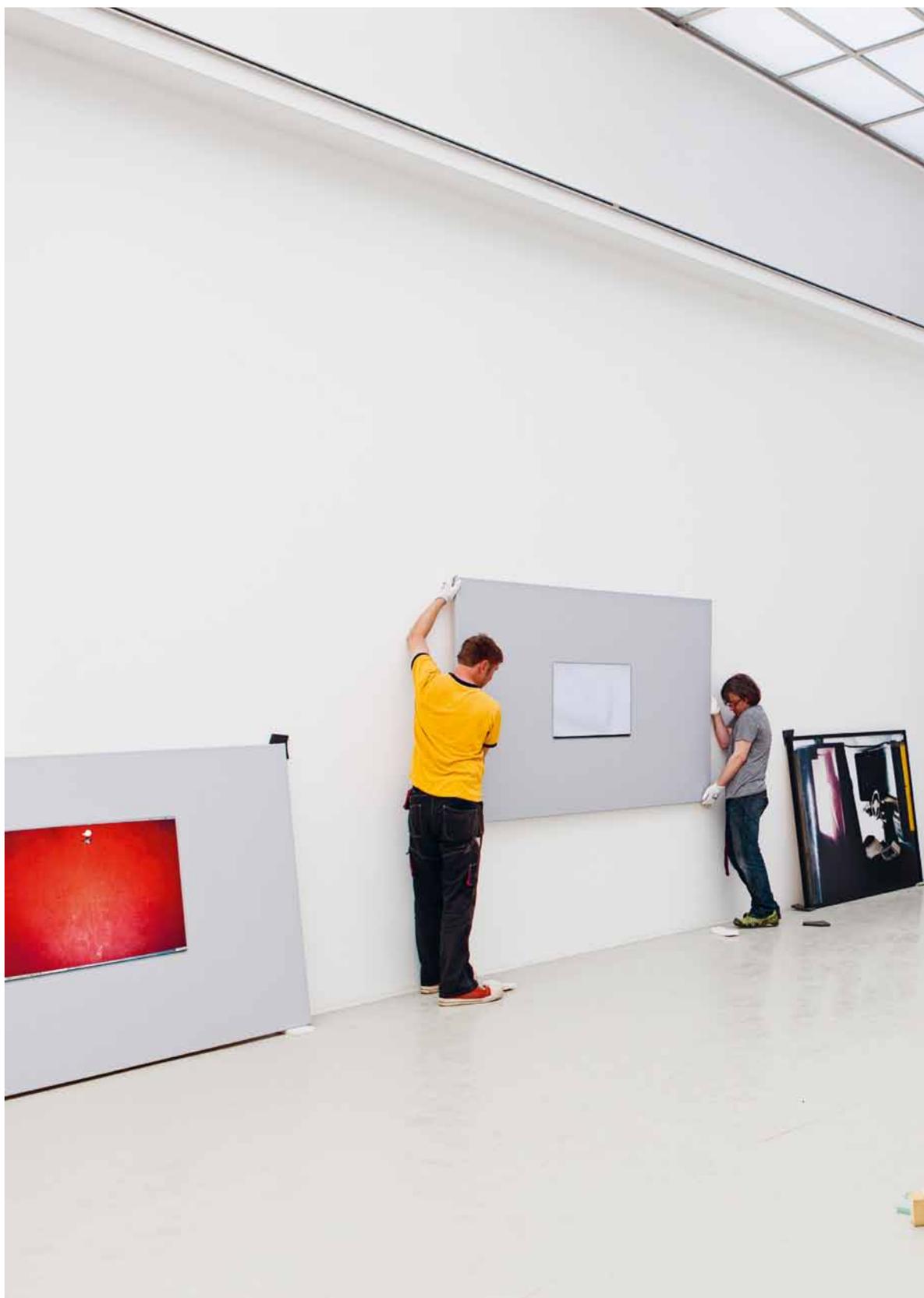
„Oh Gott, was wird das nur für eine Stiftung?“

In den Werkshallen der Georgsmarienhütte lauschen 400 Menschen vor blinkenden Warnlichtern Luigi Nonos „la fabbrica illuminata“. Ein schwerer Brocken, musikalische Avantgarde. Die Stahlwerksarbeiter moderieren die „Nachtsschicht“, während die Stahlproduktion weiterläuft – in roter Schutzkleidung, ihrem Arbeitszeug. Drei Jahre ist die außergewöhnliche „Nachtsschicht“ im Stahlwerk Georgsmarienhütte anlässlich der Niedersächsischen Musiktage 2009 jetzt her. Und sie ist nur eines von vielen Beispielen, die zeigen, worum es der Niedersächsischen Sparkassenstiftung bei ihren Förderprojekten geht: etwas Neues wagen. Die Gründung der Stiftung im Jahre 1985 war selbst schon ein Wagnis. Dr. Dietrich H. Hoppenstedt, damaliger Präsident des Niedersächsischen Sparkassen- und Giroverbandes und Stiftungsgründer, stieß auf Skepsis. „Oh Gott“, kommentierte Josef Stecker, Hoppenstedts Vorgänger, die Gründungsveranstaltung, „was wird das nur für eine Stiftung?“ Die Lokalpresse lächelte mild dazu: Den Sparkassen traute sie kaum Kunstverständnis zu.

Mittlerweile ist die Sparkassen-Finanzgruppe unter Deutschlands Unternehmen der größte Förderer von Kunst und Kultur. Allein die Sparkassenstiftung Niedersachsen hat bisher 3.000 Projekte mit mehr als 95 Millionen Euro gefördert. Die niedersächsische Stiftung setzt Maßstäbe. Ihre Förderprojekte finden weit über Niedersachsens Grenzen hinaus Beachtung. „Made in Germany“ zum Beispiel. Die zeitgenössische Kunstschau fand 2007 in Hannover zum ersten Mal statt. Der Erfolg beflügelte ihre Macher: Sie beschlossen, die Entwicklung moderner Gegenwartskultur in Deutschland zu verfolgen und alle fünf Jahre Künstler in ihren Ateliers zu besuchen. Mit dem Ziel, Werke für eine Neuauflage der Ausstellung auszuwählen. Neue und junge Künstler werden so in Szene gesetzt. Zu sehen waren ihre Werke in diesem Jahr von Mai bis August in der Ausstellung „Made in Germany Zwei“ in Hannover.

Die Lebensqualität der Menschen verbessern – das ist der bundesweit gültige Auftrag der Sparkassenstiftungen. Über 700 Stiftungen werden dem hohen Anspruch gerecht, auf dem Dorf genauso wie in der Metropole. Und das bereits seit knapp 300 Jahren; manche Sparkassenstiftung übernimmt seit dem 18. Jahrhundert Verantwortung für ihre Region.

Die Sparkassenstiftungen beziehen Groß und Klein mit ein: Mitglieder in Sportvereinen, Nutzer von sozialen Einrichtungen, Besucher von Theatern, Museen und Bildungseinrichtungen, Teilnehmer an Umweltinitiativen. Sie alle erleben den Einsatz der Sparkassen direkt an ihrem Heimatort.



Von den Menschen, für die Menschen – das ist auch der Kerngedanke, der die Niedersächsische Sparkassenstiftung bei ihrem Engagement für Kunst und Kultur leitet, damit „das kunstvolle Ereignis zu einem gesellschaftlichen wird und die Menschen und ihr tägliches Leben prägt,“ sagt Stiftungsgründer Dr. Hoppenstedt.

Eine Rechnung, die aufgeht: „... eine tolle Erfahrung“, schwärmt zum Beispiel der Geschäftsführer Technik Georgsmarienhütte Dr. Henning Schliephake in Erinnerung an die schräge „Nachtschicht“ im Stahlwerk, „weil wir nicht nur unsere Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt haben, sondern in das gesamte Konzept eingebunden waren.“



Niedersachsen ist ein Flächenland. Auf einem Quadratkilometer leben durchschnittlich 166 Menschen. In Nordrhein-Westfalen sind es mehr als dreimal so viele. Kultur in Niedersachsen bedeutet damit auch, die Kultur in die Fläche zu bringen. Und so war es 1985 erklärtes Ziel der Stiftungsgründung, „Kulturförderung im großen Stil“ zu betreiben. Lange hatte sich „Kultur“ vor allem in den Städten abgespielt. In den 1980er-Jahren aber entdeckte man das Land als Kulturort neu – nicht zuletzt mit neuen Kulturfestivals und Landpartien.

Alte, neue Heimat



Uwe Penz hat nicht lange gezögert. Als ihn sein Kollege fragte, ob er mit nach Leipzig kommen wolle, um dort die Entwicklung der Sparkasse mitzugestalten, sagte er sofort zu. Ein Wessi, der freiwillig in den Osten geht? Für viele im Westen war die ehemalige DDR 1990 noch weit weg, New York schien vertrauter als Angermünde oder Zwickau.

40 Jahre Mauer und Zonengrenze hatten West- und Ostdeutschland nicht nur räumlich, sondern auch im Geiste voneinander entfernt. „Für mich aber war Leipzig eine zweite Heimat“, sagt Uwe Penz. „Meine Eltern stammen von dort, meine Brüder sind dort zur Welt gekommen.“ 1961 hatten die Eltern genug gehabt. Sie waren vor dem



politischen Druck über Berlin in den Westen geflohen. Penz wurde 1968 in Gifhorn geboren. Penz ist Niedersachsen – aber eben nicht nur. „Zwei-, dreimal im Jahr sind wir zu unseren Verwandten nach Leipzig gefahren. Die Stadt war bei uns immer präsent.“

Und so entschied sich Penz im November 1990 sofort, nach Leipzig zu gehen. Seine Aufgabe war es, die Arbeitsabläufe neu zu planen, die Zweigstellen zu modernisieren und mit neuer Technik auszustatten. In der DDR waren die Sparkassen fast Monopolisten. Sie verwalteten die Giro- und Sparkonten von etwa 90 Prozent der Bürger. „Echte Konkurrenz gab es nicht“, sagt Penz. „Viele Sparkassen waren kleine, kahle Zimmer, in denen die Kunden noch von Mitarbeiterinnen in Kittelschürze abgefertigt wurden.“ Doch dergleichen war ihm vertraut und westliche Überheblichkeit lag ihm fern. Darauf kam es am Ende an, sagt Penz: Nicht mit Arroganz als Besserwisser aus dem Westen aufzutreten, sondern auf kollegiale Art Expertise einzubringen. „Das war eine tolle Zeit: Wir haben gemeinsam etwas Neues aufgebaut. Und viele haben gesagt, dass ich schon fast mehr so ein Ossi-Typ bin.“ Während des ersten halben Jahres wohnte

Penz wochentags bei seiner Tante. Für das Wochenende brummte er dann auf der Autobahn 2, „der Warschauer Allee“, zurück nach Gifhorn zu seinen Freunden.

Dann wurden die Heimatbesuche seltener. Uwe Penz ist Sportschütze – Kleinkaliber, Luftgewehr. In Gifhorn war er im Schützenverein. In Leipzig trainierte er im Betriebssport weiter. Und dort lernte er 1992 seine Frau Susann kennen. Er ist in Leipzig geblieben. Später zogen seine Eltern nach – zurück in die alte Heimat. 1999 haben Susann und Uwe ein Haus in Zwenkau gebaut, einem kleinen Ort am Stadtrand im Leipziger Neuseenland, jenem Landstrich, in dem man die großen Gruben des Braunkohletagebaus geflutet hat. Vor acht Jahren kam Tochter Helena zur Welt, vor vier Jahren Paulina. Zwei kleine Leipzigerinnen, die wiederum Uwe Penz' alte Heimat nur von Besuchen kennen. Doch davon gibt es viele. Immerhin sind die Onkel, Penz' Brüder, noch in Niedersachsen. „Außerdem ist Penz Vorsitzender eines Schützenvereins, der eine Partnerschaft mit seinem alten Verein in Gifhorn pflegt. „Zu den Schützenfesten sehen wir uns regelmäßig.“ Penz' Alltag bleibt also auch in Zukunft ein gelebter Ost-West-Dialog.

Noch im Frühsommer 1989 hatte DDR-Staatsoberhaupt Erich Honecker während der 40-Jahr-Feier den Sozialismus beschworen und verkündet, dass die Mauer noch 1.000 Jahre stehen werde. Nur vier Monate später fiel sie. Das Ende der DDR kam völlig unerwartet. Die Freude auf beiden Seiten der ehemaligen Zonengrenze war unbeschreiblich. Bei aller Begeisterung gab es auch Enttäuschungen. Westliche Unternehmen drängten in die DDR. Mancher Westdeutsche wurde als „Besser-Wessi“ beschimpft. Nur langsam näherten sich die beiden „Deutschlands“ einander an. Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband entwickelte bereits 1990 ein regional gegliedertes Betreuungskonzept mit Partnerschaften zwischen ost- und westdeutschen Sparkassen. Dadurch wurde nicht zuletzt die Einführung der D-Mark in Ostdeutschland im Juli 1990 erleichtert.



„Doch, sie müssen mir helfen. Ich muss den Kreditleiter sprechen“, fleht der alte Mann. Die Mitarbeiterin der Sparkasse Weserbergland in Hameln ist unsicher. Sie kennt den Herrn: Walfried Peters, ein Deutschrusse aus Weißrussland. Mehr als 90 Jahre ist er alt. Einmal im Monat kommt er in die Sparkasse, um seine kleine Rente abzuheben. Jetzt aber ist es erst Mitte des Monats. Und heute ist Peters ungeheuer aufgeregt: „Bitte geben Sie mir 1.000 Mark Vorschuss.“ Er lässt nicht locker, bis ihn die Frau am Schalter endlich zu Karl Friedrich Manske, dem Leiter des Kreditmanagements, führt.

„Ich konnte den Herrn kaum verstehen, aber ich hatte es mir zur Regel gemacht, allen Kunden erst einmal zuzuhören“, sagt Manske, der heute als Pensionär in der Nähe von Hameln lebt. Zuhören – das tut Manske auch an jenem Wintertag Anfang der 1990er-Jahre. Peters spricht in gebrochenem Deutsch, dass er ganz allein ist mit Mitte 90 und dass er jetzt endlich seinen einzigen Verwandten, seinen Neffen, nach Deutschland holen will. 1.000 Mark braucht er dafür von der Sparkasse. Manske denkt eine Weile nach. Ein alter Mann ohne Sicherheit, mit einer winzigen Rente; ein Kredit ist da für gewöhnlich nicht drin. Und doch: Peters' Geschichte bewegt ihn. Das Risiko ist überschaubar. Er willigt ein. Peters bekommt den Kredit und soll ihn in zehn Monatsraten abstottern. Es ist einer dieser Momente, über die Manske sagt, „dass man manchmal den Mut haben muss zu helfen.“ „Auch in einem Kreditinstitut darf Menschlichkeit nicht untergehen“, erklärt Manske.

Peters ist überglücklich. Er redet und redet und Manske wird ungeduldig. „Irgendwie muss ich auf Peters einen gestressten, angegriffenen Eindruck gemacht haben“, sagt Manske. „Plötzlich hielt er inne und sagte, dass er mir ein

Geheimrezept für ein langes Leben zuschicken werde.“ Doch dann herrscht Funkstille. Zwar erhält die Sparkasse jeden Monat die vereinbarten 100 Mark. Peters bittet die Angestellten sogar, den „Herrn Leiter“ jeweils davon in Kenntnis zu setzen. Doch von Peters direkt hört Manske nichts mehr.

Bis ihm im Mai 1993 ein Brief auf den Schreibtisch flattert, adressiert „An die Kreissparkasse, Heerr Kreditleiter bei 4 Margt, Herr Manske“. Manske öffnet den Brief. Er enthält ein handgeschriebenes Rezept für einen Tee mit 9 Zutaten – Adonisröschen, Arnikablüten, Weißdorn und anderen Kräutern. Ein Tee gegen „Herzbeschwerden und Kreislaufstörungen“ schreibt Peters. Drei Tassen täglich solle man trinken, über den Tag verteilt, in kleinen Schlucken. Vielleicht verhilft der Tee ja tatsächlich zu einem langen Leben, denkt Manske. Immerhin ist Peters ja erstaunlich alt geworden. Karl Friedrich Manske lässt sich in der Apotheke die Kräuter mischen und brüht sich drei Tassen auf. In den nächsten Tagen ist ihm elend. Peters' Geschenk schlägt ihm gewaltig auf den Magen. „Das soll nicht heißen, dass der Tee nichts taugt, vielleicht hatte ich ein falsches Mischungsverhältnis erwischt.“

Er denkt gern an diese Geschichte zurück, eine von den vielen, bei denen es um Menschen ging. Seine Kunden haben diese Seite sehr geschätzt. Als er in Rente ging, bekam er einen Dankesbrief von einem Unternehmer, den er einst begleitet hatte. „Wir haben Sie als Mensch und Berater mit einer sehr einfühlsamen Art kennengelernt. Ihre Unterstützung hat mit dazu beigetragen, dass viele Arbeitsplätze gerettet werden konnten.“ Anderen „im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen“, war für Karl Friedrich Manske eine Verpflichtung.

In der Nachwendezeit zogen viele Spätaussiedlerfamilien aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. In Niedersachsen wurden viele Familien in Aussiedlerheimen auf dem Lande untergebracht, was die Integration oftmals erschwerte. Gerade älteren Menschen fiel es schwer, in der neuen Umgebung Fuß zu fassen. Nicht zuletzt die unbürokratische Hilfe vor Ort hat dazu beigetragen, dass Niedersachsen den Neuankömmlingen von einst dennoch zur Heimat werden konnte.



Sparkasse Nienburg

Es half kein Rufen und kein Klopfen. Margarete Hattendorf konnte den Mann hinterm Steuer nicht dazu bringen, anzuhalten. Nun war sie im fahrenden Bus und kam nicht wieder heraus. Dabei hatte sie eigentlich gar nicht vorgehabt, mit dem Bus zu fahren. Denn Menschen, die in diesen Bus steigen, wollen nicht von A nach B.

Dafür ist der Bus, der von montags bis freitags Haltestellen im Landkreis Nienburg ansteuert, auch gar nicht vorgesehen. Wer in diesen Bus einsteigt, der landet in einem kleinen Schalterraum, wo ein Bankangestellter hinter dickem Panzerglas die Wünsche seiner Kunden entgegennimmt. Denn im Landkreis Nienburg ist die Sparkasse in einem Bus untergebracht. Das ist schon seit 1976 so. Einmal in der Woche kommt die Überland-Bank in die Dörfer, bleibt zwei Stunden und fährt wieder weg. In dieser Zeit können die Bewohner der Orte ihre Bankgeschäfte erledigen, zum Beispiel Geld abheben, Schecks einreichen, Überweisungen tätigen, ja sogar Kreditanträge ausfüllen. Die mobile Filiale bietet fast alle kompletten Leistungen einer Sparkassen-Filiale an. Das ist eine Rarität: Heute sind bundesweit gerade einmal rund ein Dutzend Sparkassenbusse unterwegs – ein Service, den vor allem ältere Menschen begeistert nutzen. Der Weg in die nächste Filiale ist ihnen zu weit, Online-Banking fremd, da bietet die rollende Ein-Mann-Sparkasse eine gelungene Alternative für ländliche Regionen, wo es weder eine Gaststätte, einen Tante-Emma-Laden noch einen Metzger gibt. Im Sparkassenbus trifft sich das halbe Dorf. Man kommt unter Leute und erfährt, was die Nachbarn gerade so bewegt.

Komisch, warum ist denn hier niemand, dachte Margarete Hattendorf deshalb als sie im Juni 1997 im Örtchen Bühren den Schalterraum des Busses betrat. Es war ein verrückter Zufall, über den die Frau später aber herzlich lachte: Sie war just in dem Moment in den Bus gestiegen, als der damalige Geschäftsstellenleiter Norbert Grote schon wieder hinterm Steuer saß, bereit für die Weiterfahrt zur nächsten Haltestation des Sparkassenbusses, dessen gepanzerte Wände das Klopfen und Rufen abschirmten. Und der Wagen rollte und rollte bis ins 20 Kilometer entfernte Nordholz. Dort hielt Grote schließlich an, stieg aus, sperrte die Tür auf, um den Schalter für seine Kundschaft zu öffnen – und traute seinen Augen nicht, als er dort die blinde Passagierin vorfand. Schnell fand sich ein Autofahrer, der Margarete Hattendorf wieder zurück in ihr Heimatörtchen Bühren brachte. Eine Geschichte, die so kurios ist, dass sogar das Fernsehen über Frau Hattendorf berichtete.

Schon seit vielen Jahrzehnten zieht es vor allem junge Menschen in die Städte. Zudem wird die deutsche Bevölkerung älter. Für viele ländliche Räume und insbesondere auch das zentrale und südliche Niedersachsen sieht das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung künftig weitere Landflucht und eine Alterung der ländlichen Bevölkerung voraus. Vor diesem Hintergrund hat sich der Sparkassenbus für die Region Nienburg bewährt.







Sie hatten auf dem Dachboden gelegen. Keiner weiß genau wie lange. Irgendjemand hatte sie sorgsam in Folie eingeschlagen. Die Werbeplakate, die Mitarbeiter der Kreissparkasse Melle 2011 in einer Ecke unter dem Dach gefunden haben, sind vermutlich Unikate. Vergilbt sind sie. Die Zeichnungen haben so gar nichts mit der Sparkasse zu tun. Sie zeigen „Strandvögel und Wintergäste“, heimische Sträucher und Fischer beim „Heringsfang“. Vielleicht sind sie aus der Nachkriegszeit, als man mit Imperativen um Kunden warb: „Lernt retten“ prangt auf einem Plakat, darunter Zeichnungen von Menschen beim Wiederbeleben. Ein Versuch, Sparer mit bunten Bildern und Botschaften aufmerksam zu machen. Mit der Mode verändert sich die Werbung, keine Frage. Eines aber ist geblieben: das Sparkassen-S. In der quiriligen Großstadt oder im beschaulichen Dorf – weithin sichtbar weist das rote S den Kunden den Weg. Schließlich ist es auch im Zeitalter des Online-Bankings gut, zu wissen, wo der nächste Geldautomat steht oder der Kundenberater zu finden ist.

Natürlich ist auch das S mit der Zeit gegangen. 1938 wurde es erfunden, später dann aufgefrischt. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wusste man – angesichts wachsender Konkurrenz – um die Bedeutung eines guten Logos für die Kundenbindung. Und so beauftragte man den renommierten Wiener Grafiker und Plakatkünstler Lois Gaigg mit dem Design. Gaiggs s-förmige Spardose wurde ein Dauerbrenner. Zunächst war sie schwarz. Sie hatte eine stilisierte Einwurftülle und über ihr schwebte eine Münze. Die Tülle verschwand. Die Münze symbolisiert bis heute: Sparen lohnt sich.

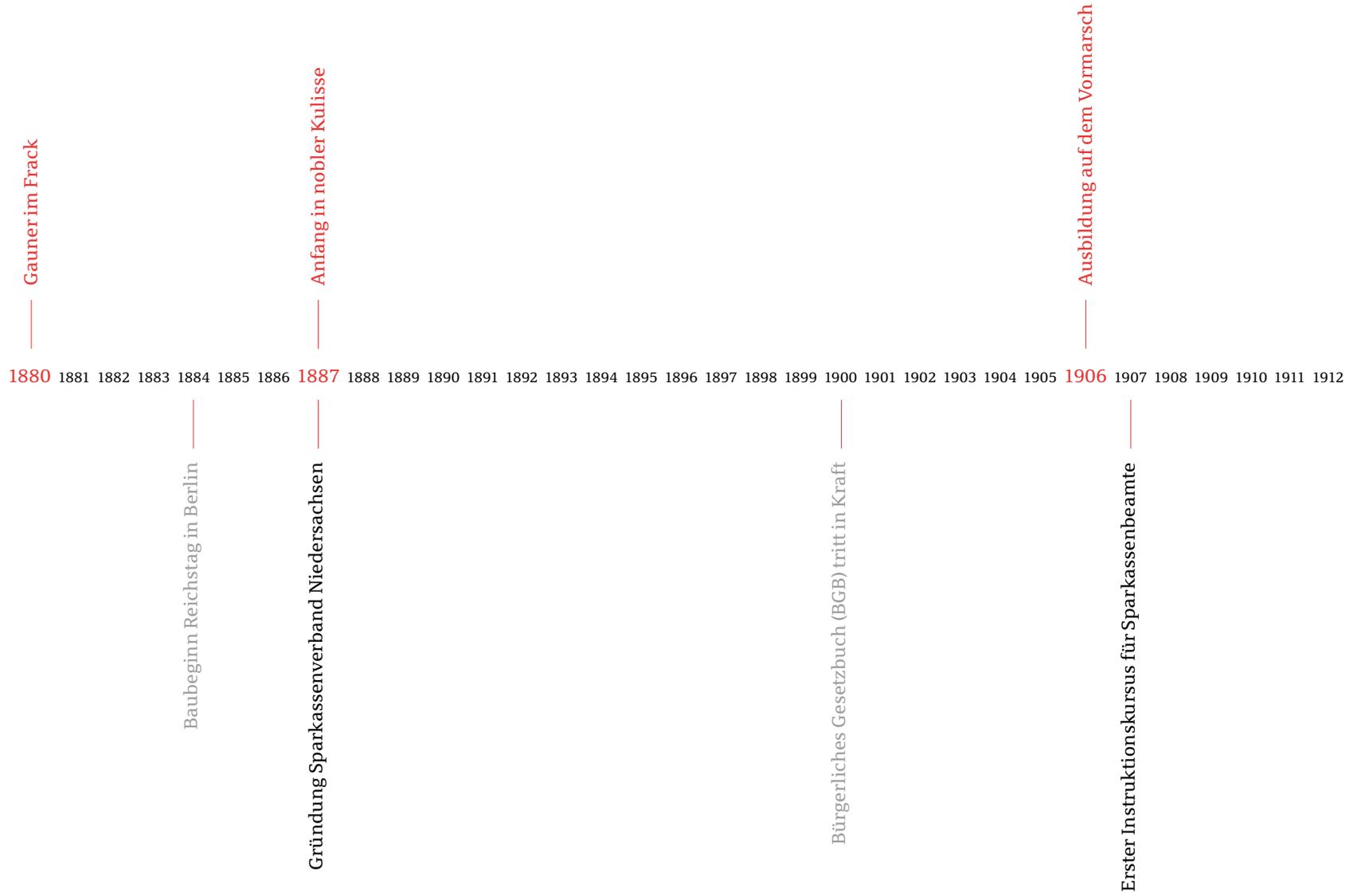
Auch im wachsenden Wohlstand des Wirtschaftswunder-Deutschlands galt es, die Kunden an sich zu binden und sie mit den neuen Möglichkeiten der Geld- und Kreditwirtschaft vertraut zu machen: Wie ließ sich Geld langfristig für den Bau eines Eigenheims zurücklegen, wie kurzfristig ein Auto oder eine Waschmaschine finanzieren? Schon 1963 warben die Sparkassen deutschlandweit mit dem Slogan: „Wenn's um Geld geht: Sparkasse“. Schließlich fiel 1967 das Wettbewerbsabkommen, in dem sich die Sparkassen 1928 geeinigt hatten, nur äußerst zurückhaltend zu werben, um den seriösen Ruf der Branche nicht zu gefährden. Und so orientierten sich die Sparkassen künftig an erfolgreichen Unternehmen. Sie richteten Werbeabteilungen ein und starteten Marketingkampagnen.

Die Identität eines Unternehmens durch eine identifizierbare Marke auszudrücken, ist eines der Ziele des Corporate Designs. Früher sprach man von „Markentechnikern“, die am Erscheinungsbild eines Unternehmens feilten, heute spricht man allgemein vom „Branding“. Anfang des 20. Jahrhunderts begannen Architekten und Designer damit, Firmen ein Gesicht zu geben. Das ist bis heute so geblieben. Die künftige Herausforderung sind neue erfolgreiche Geschäfts- und Kommunikationsmodelle im Internet.

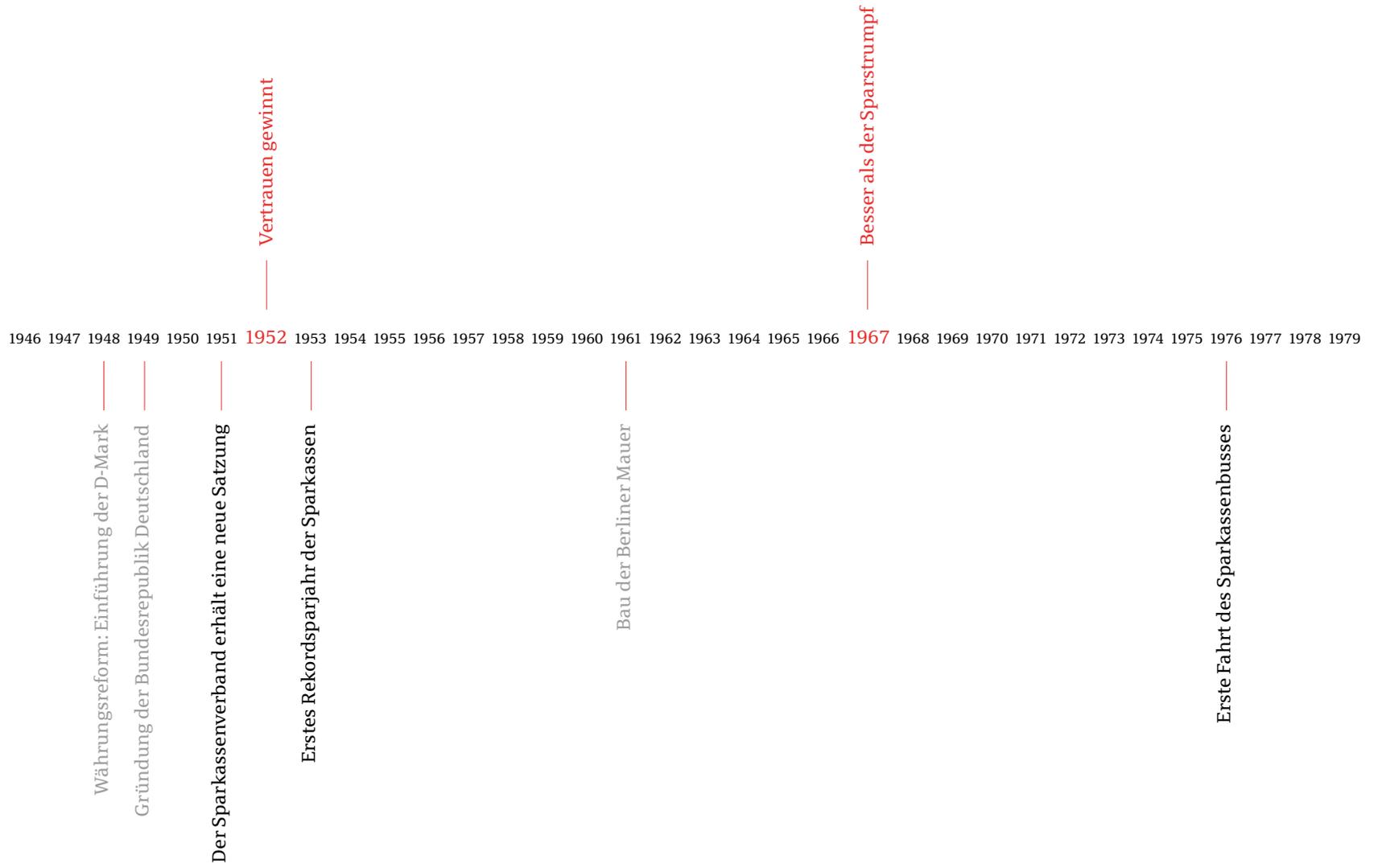
Dazu gehörte auch ein neues passendes Corporate Design, bei dem das Sparkassen-S weiterhin eine zentrale Rolle spielen sollte. Informationsmaterialien, Briefe, aber auch die Filialen sollten ein einheitliches Erscheinungsbild erhalten. Damit wollte man auch den Mitarbeitern das besondere Gefühl von Dazugehörigkeit vermitteln. Mit dem Entwurf des neuen Erscheinungsbildes beauftragte der Deutsche Sparkassenverlag den Ulmer Gestalter Otl Aicher. Er war mit der Devise: „Das visuelle Erscheinungsbild eines Unternehmens ist eine ökonomische Angelegenheit“ einer der Wegbereiter des Corporate Designs geworden. Aicher überarbeitete auch das Sparkassen-Logo. Er verpasste ihm eine kräftige Farbe und verzichtete auf die Einwurftülle: In Anlehnung an das klassisch-rote Sparkassenbuch leuchtete das S nun in Geranium-Rot, einer Farbe, die wesentlich jünger und dynamischer wirkte und die heute unter dem Namen HKS 13 rechtlich geschützt und ein Markenzeichen ist; weit über das S hinaus. Natürlich taucht das rote Symbol seit vielen Jahren auch immer wieder in Fernsehspots auf, die je nach Zeitgeist mal lustig, mal ernsthaft daherkommen.

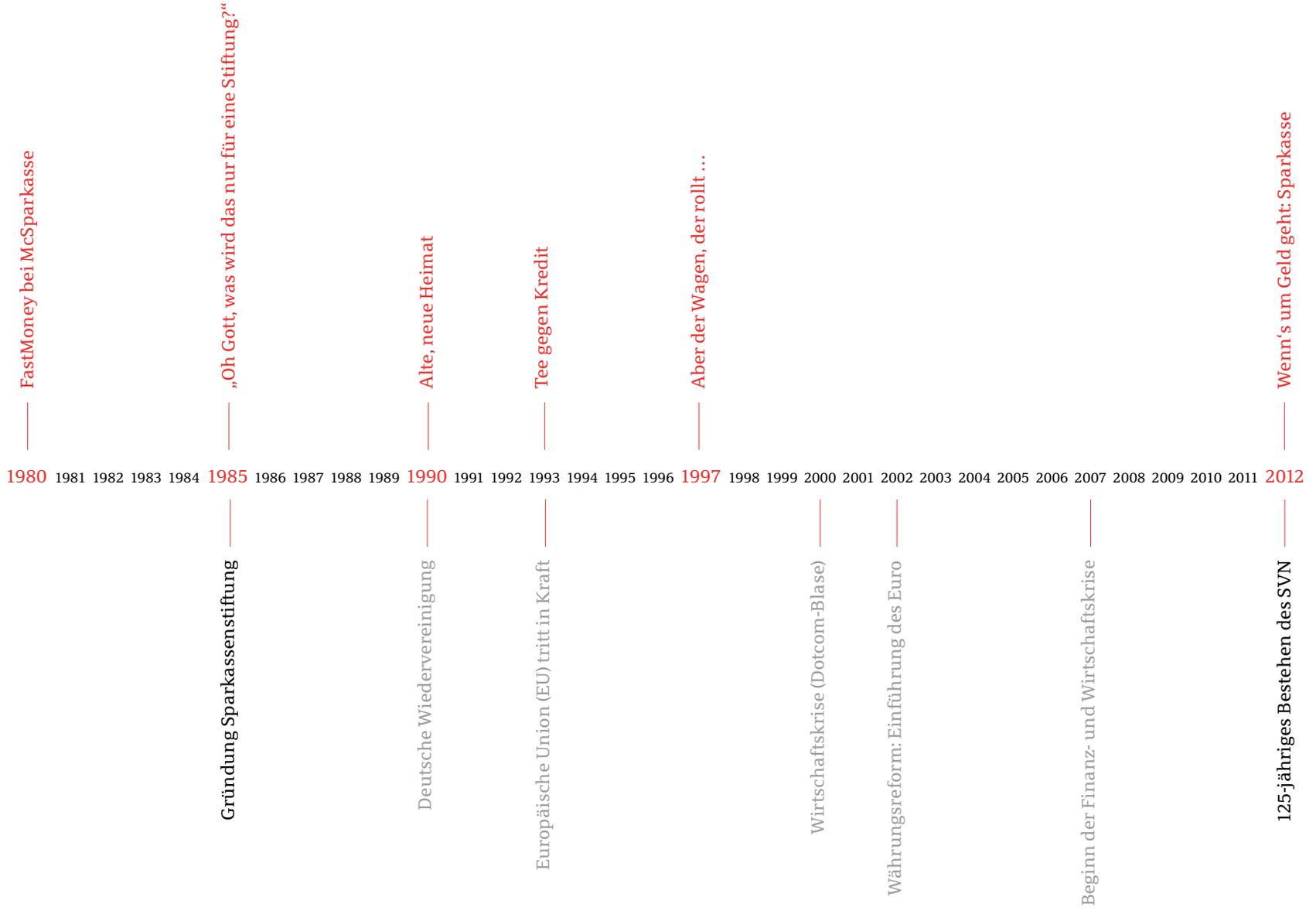
Inzwischen hat das Logo den Sprung in das Informationszeitalter geschafft: Seinen vorerst letzten Schliff erhielt es zu Beginn des 21. Jahrhunderts, als seine Form fit gemacht wurde für den Gebrauch in digitalen Medien. Um auch dem Smartphone-User klar erkennbar zu signalisieren: Mit den Sparkassen sind Ihre Finanzen up-to-date.

Zeitgeschichten













Herausgeber
Sparkassenverband Niedersachsen

Fotografie
Frank Schinski/Ostkreuz

Redaktion
Tim Schröder

Gestaltung
KONO Design und Technologie GmbH

Druck
Gutenberg Beuys Feindruckerei GmbH

2012 Sparkassenverband Niedersachsen



